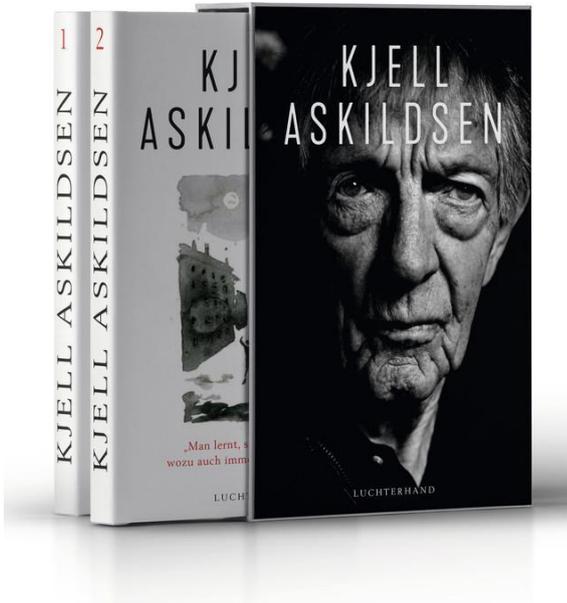


Leseprobe



Kjell Askildsen

Das Gesamtwerk - 2 Bände mit Begleitbuch im Schmuckschuber

Bd. 1 "Ich bin ein wortkarger Mann, doch gelegentlich führe ich Selbstgespräche." - Bd. 2 "Man lernt, solange man lebt, wozu auch immer das gut sein soll." - Begleitbuch Kjell Askildsen und sein Werk

Bestellen Sie mit einem Klick für 48,00 €



Seiten: 1056

Erscheinungstermin: 28. Oktober 2019

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- [Buch lesen](#)
- [Mehr zum Autor](#)

Zum Buch

Einsamkeit und Enttäuschung, das Warten auf den Tod und die Suche nach dem Sinn: In Kjell Askildsens Geschichten geht es immer um Existentielles. Ganz harmlos und fast unterkühlt kommen sie daher, um schließlich in ungeahnten Abgründen zu enden. Askildsens Helden sind meist Außenseiter, die sich durch Sprachlosigkeit und innere Emigration auszeichnen. "Kein zeitgenössischer Autor", so Jahn Otto Johansen in *Aftenposten*, "kann mit so wenigen Worten so viel sagen. Keiner gibt einem so viel Stoff zum Nachdenken und Grübeln. Ich muss seine Geschichten immer und immer wieder lesen. Ich bin nie fertig mit ihnen."



Autor

Kjell Askildsen

Kjell Askildsen wurde am 1929 in Mandal, Norwegen geboren. Er gilt als der Beckett Norwegens. Er ist ein Meister der Kurzgeschichte, ein Klassiker der skandinavischen Literatur, bewundert und verehrt, berühmt für seine knappe, karge, lakonische Kurzprosa, mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, in zwanzig Sprachen übersetzt.

KJELL ASKILDSSEN

DAS GESAMTWERK

BAND 1

KJELL ASKILDSSEN

DAS GESAMTWERK

BAND I

Aus dem Norwegischen
von Hinrich Schmidt-Henkel

Luchterhand

Inhalt

Jetzt bringe ich dich immer bis nach Hause	9
Heimkehr	11
Der Mond in Connaught Water	15
Die Mondstrahlen	23
Das Zimmer der Geistesschwachen	29
Die weißen Kreuze	39
Es war schön, solange es währte	45
Intermezzo	49
Jetzt bringe ich dich immer bis nach Hause	53
Der Einbruch	61
Die Möwenküken	73
Beerdigungskaffee	83
Herr Leonard Leonard	91
Dauids Bruder	179
Kulissen	295
Hochsommer	297
Spätsommer	307
Begegnung	313
Eine Spanne Zeit	327

Es ist ein Ros entsprungen	333
Hinter der Front	351
Wartezeit	369
Mardons Nacht	377
Umgebungen	395
Lieber, lieber Oluf	457

JETZT BRINGE
ICH DICH IMMER
BIS NACH HAUSE

Erzählungen
(1953)

Heimkehr

ICH HABE MIR DIE HAARE gekämmt. Vor dem Spiegel, dem Zauberspiegel, der mich attraktiver erscheinen lässt, als ich bin. Ich habe mir die ausdruckslosen Brauen mit einem kräftigen Stift gefärbt, einen dunkelroten Lippenstift benutzt und mir die Wangen gepudert, damit sie blasser wirken.

Ich habe im Garten Schwertlilien gepflückt. Habe sie in die schlankeste Vase gestellt. Er wird sich freuen, wenn er sie sieht.

Seit fast einer Stunde warte ich. Rieche an den Lilien, lächele den Spiegel an, den Zauberspiegel. Hmm. Gut siehst du aus. Ich warte. Warte die ganze Zeit, obwohl ich doch weiß, dass er unmöglich so früh kommen kann.

Was wird er sagen, wenn er kommt? Meine schöne Liebste?

Ich habe in der Haustür gestanden und die Straße hinuntergeblickt. Habe mich plötzlich daran erinnert, dass Ohringe mir gut stehen, und bin schnell reingelaufen, zu dem Schmuckkästchen unter dem Spiegel. Dem Zauberspiegel. Hmm. Schön bist du. Aber stell den BH ein bisschen enger. Es braucht gar nicht so viel.

Ich bin vor dem Spiegel auf einen Stuhl gestiegen und habe mir den Rock ganz hochgezogen. Und ich sagte laut, ohne mir dabei lächerlich vorzukommen: Kann all das ihn glücklich machen?

Ich bin jetzt ganz glücklich. Er kann jeden Augenblick kommen. Ich will gleich mal hinausgehen und nachschauen, ob...

Nein. Ich will hier sitzen und mich einfach nur freuen. Was wird er sagen? Meine geliebte Liebste?

Wie schön es ist, hier zu sitzen und auf das Wunderbare zu warten. Darauf zu warten, dass jeden Moment ... Psst! die Tür geht. Jetzt schlägt er die Tür hinter sich zu.

Als er ins Wohnzimmer kam, stand sie vom Sofa auf und lief ihm entgegen.

»Liebster Mann.«

»Liebste.«

Und als ihre Lippen sich wieder voneinander lösten, sagte er:

»Wie schön, wieder nach Hause zu kommen. Ich bin völlig erledigt.«

»Hast du mich vermisst?«

»Wenn ich Zeit dazu hatte.«

»Ich habe dich ganz schrecklich vermisst.«

»Ich dich auch.«

Er machte sich von ihr los. Ging zum Radio und schaltete es an. Es gab Störungen, er sagte: Verfluchtes Mistding, und schaltete es wieder ab. Dann griff er eine Zeitung aus der Seitentasche des Radiotischs und setzte sich in den Sessel neben dem Bücherregal.

»Willst du sofort essen oder noch ein bisschen warten?«

»Lieber noch warten«, sagte er. »Ich habe im Zug gegessen.« Er blickte nicht von der Zeitung auf. Sie ging zu ihm und setzte sich auf die Armlehne. Sie legte ihm den Arm um die Schultern.

»Ich habe mich so danach gesehnt, wieder mit dir zusammen zu sein.«

»Hm?« Er schaute nicht von der Zeitung auf.

»Ich habe davon geträumt, wie schön es wird, dich wieder hierzuhaben.«

»Schön zu hören.«

»Wenn du die Zeitung weglegst, erzähle ich dir noch mehr.«

»Moment, ich lese den Artikel noch fertig.«

Sie stand auf und schaltete das Radio an, suchte einen Sender mit Musik. Musik und Rauschen wechselten einander ab.

»Kannst du keinen besseren Sender finden?«

»Es ist überall dasselbe.«

»Dann wäre es wohl besser, du machst es wieder aus.«

»Ich langweile mich aber.«

»Schön zu hören.«

»Wie?«

»Schön zu hören, dass du dich langweilst, kaum dass ich zehn Minuten wieder da bin.«

Sie antwortete nicht. Sie konnte nichts sagen. Sie schaltete das Radio aus und ging ins Schlafzimmer. Sie blieb vor dem Spiegel stehen und streckte sich selbst die Zunge heraus. Sie sah eine feuchte Träne in ihrem Augenwinkel, und da tat ihr nicht mehr nur die Enttäuschung schmerzhaft weh, sondern da war heftiges Selbstmitleid, mit ihr, die eben noch auf einem Stuhl vor dem Spiegel gestanden hatte, den Rock ganz hochgezogen.

Der Mond in Connaught Water

JEDEN ABEND UM HALB ZEHN nahm Miss Keenan den 38er-Bus von Chingford in die City. Eine Haltestelle vor Piccadilly Circus stieg sie aus. Der Fahrer half ihr mit dem Kinderwagen. Mit langsamen Schritten schob sie den Kinderwagen Richtung Charing Cross Road.

Miss Keenan schob den Kinderwagen langsam in Richtung Charing Cross Road. Sie lächelte in die Dunkelheit unter dem Verdeck. Sie blickte zu den Leuchtreklamen auf den Dächern. Guinness is good for you. Ihr Mund bewegte sich, doch ihr kam kein Laut über die Lippen. Sie lächelte die ganze Zeit, und als würde sie ein unterbrochenes Gespräch fortsetzen, sagte sie in die Dunkelheit unter dem Verdeck:

»Aber selbst wenn auch heute wieder nichts passiert, macht es nichts. Wir haben viel Zeit, oder, Bertie? Eines Tages wird es schon passieren. Wenn es passiert, ist es jedenfalls nicht zu spät, oder?«

Sie blickte zu den blassen Sternen empor. Ihre Augen waren ruhig. Der Mund lächelte. Auf ihrer Stirn saßen ein paar senkrechte Falten, doch gehörten diese Falten der Vergangenheit an.

»Wenn es heute passiert, darfst du nicht ungeduldig werden, Bertie. Vielleicht wirst du in der dunklen Einfahrt frieren. Aber du wirst tapfer sein, oder, Bertie? Wir wollen beide tapfer sein, denn mit unserer Tapferkeit tun wir Buße. Das Glück,

das ich uns beschaffen werde, ist gestohlenen Gut, und wenn wir dieses Glück späterhin genießen, ist es gut zu wissen, dass wir für den Diebstahl schon gebüßt haben.«

Sie erreichte die Charing Cross Road und folgte ihr Richtung Norden. Einige Hundert Meter lang, dann bog sie nach rechts in eine Seitenstraße ab und blieb vor einer Einfahrt stehen. Blasses Licht fiel von einer Glühbirne weiter hinten auf den Zementfußboden der Einfahrt. Sie schob den Wagen vor sich her durch das offene Tor. Sie blieb stehen, klappte das Verdeck hinunter und griff mit beiden Händen in den Wagen. Einen Augenblick später hielt sie eine Schlafpuppe im Arm.

»Vielleicht passiert es heute Abend«, sagte sie. »Vielleicht bin ich lange weg. Aber wenn ich gehe, mache ich das Tor zu, dann frierst du nicht. Du wirst nicht ungeduldig, oder, Bertie? Alles braucht seine Zeit, und alles, das passieren soll, passiert auch irgendwann. Darum musst du geduldig sein, Bertie. Wenn Mutter zurückkommt, ist die Warterei vorüber. Dann bricht die Zeit des Genießens an, die Zeit des Glücks. Dann geschieht die Verwandlung. Freust du dich, Bertie?«

Sie küsste die Schlafpuppe auf die Wange, legte sie in den Kinderwagen zurück und klappte das Verdeck wieder hoch. Dann ging sie auf die Straße und schloss das Tor hinter sich. Sie ging Richtung Osten.

Es war bereits nach elf Uhr, als sie sich in der Cannon Street befand. Die letzten fünf oder zehn Minuten lang war ihr ein Mann gefolgt. Sie war langsamer gegangen, um zu prüfen, ob er sie überholen würde, aber er hatte den gleichen Abstand beibehalten.

Sie blieb unvermittelt stehen. Wartete kurz, dann drehte sie sich zu dem Mann um, der ihr nun entgegenkam. Sie lächelte.

»Verfolgen Sie mich?«

»Sie haben einen so schönen Gang, Fräulein. Ich will Ihnen nichts tun.«

»Sie können mir nichts tun.« Ihr Lächeln war so lebhaft wie das eines Kindes. »Das Schlimmste, das Sie mir tun können, ist das Beste.«

»Ich versteh nicht, was Sie meinen, Fräulein, aber ich glaub, es ist was Nettes. Wissen Sie, was ich gedacht hab, als ich hinter Ihnen her bin? Zeig mir, wie du gehst, hab ich gedacht, dann sag ich dir, wie du bist. Sie gehen wie eine Königin.«

»Würden Sie einer Königin einen Drink ausgeben?«

»Jesses, darf ich das tun, Fräulein?«

»Ich bin allein. Ich wäre sehr froh, wenn Sie mir Gesellschaft leisten würden.«

»Von mir aus können Sie sieben Drinks kriegen, Fräulein. Jesses, Sie machen mich ganz stolz. Ich hab noch nie was mit einer richtigen Dame getrunken.«

»Wo wohnen Sie?«

»Ich? Ich wohn nur in Whitechapel. Warum?«

»Ich hasse Restaurants. Dort sind so viele Menschen.«

»Whitechapel ist keine Gegend für eine Dame wie Sie.«

»Warum glauben Sie, ich wäre eine Dame?«

»Sie haben so eine schöne Haut.«

»Wollen Sie sie berühren?«

»Machen Sie sich nicht über mich lustig, Fräulein.«

»Ich mache mich nie über jemanden lustig, den ich mag.«

»Wenn ich Ihre Wange berühren dürfte, wäre ich glücklich.«

»Ich habe noch niemanden glücklich gemacht.«

»Haben Sie sicher.«

»Ich würde gerne einen Menschen glücklich machen.«

»Meinen Sie, dass ...«

»Geht ein Bus nach Whitechapel?«

»Ja. Aber mein Zimmer ist nicht größer als ein Verschlag.«

»Das macht nichts.«

»Whitechapel ist keine Gegend für eine Dame wie Sie.«

»Ich mag Leute aus Whitechapel.«

»Kennen Sie wen von dort?«

»Sie sind von dort, oder?«

»Sie machen mich stolz, Fräulein. So etwas Schönes hat noch nie jemand zu mir gesagt.«

»Sollen wir?«

Sie gingen miteinander den Bürgersteig entlang. Er schaute kurz zu ihr hinüber. Ihre Augen lächelten.

Sie erreichten die nächste Haltestelle zugleich mit dem Bus. Sie gingen ins Oberdeck. Keiner von beiden sagte etwas.

»Hier steigen wir aus«, sagte er.

»Jetzt schon?«

»Es gibt ein Sprichwort: Es ist nie weit von der Anständigkeit bis nach Whitechapel.«

Sie standen auf dem Bürgersteig.

»Es ist nicht weit«, sagte er. »Sehen Sie die Laterne zweihundert Meter weiter? Da geht eine enge Gasse nach links. Da wohne ich. Eine der engsten Gassen von ganz London.«

Sie gingen dorthin. Es roch übel. Er schloss eine Tür auf, und sie gingen zwei Treppen hoch. Er schloss noch eine Tür auf.

»Hier wohne ich«, sagte er.

Es roch ungelüftet und nach Schweiß. In dem Zimmer befanden sich ein Tisch, ein Stuhl und ein Bett. An der Wand über dem Bett hingen Bilder von nackten Frauen.

»Ich hab ja gesagt, das ist kein Ort für eine Dame wie Sie«, sagte er.

»Ich würde gern den Mantel ablegen.« Sie legte ihre Handtasche auf das Bett, hängte den Mantel über die Stuhllehne und setzte sich unter den nackten Frauen auf das Bett.

»Wollen Sie sich nicht zu mir setzen?«

»Darf ich?«

»Sie dürfen nie fragen, ob Sie dürfen. Ist das nicht Ihr Zimmer?«

»Ich habe Angst, etwas zu tun, das Sie vertreiben könnte.«

Er setzte sich.

»Sie vertreiben mich nicht.« Sie sah ihn an. Er hatte sehr große Ohren.

»Ist es wahr, dass Sie glücklich wären, wenn Sie mich berühren dürften?«

Er errötete ein wenig.

»Darf ich das denn?«

»Sind Sie ein Mann oder nicht?«

Er rückte näher zu ihr, er hatte rote Flecken auf den Wangen. Sie legte sich rücklings auf das Bett und sagte:

»Schön ist das, nackte Frauen an der Wand über dem Bett eines Mannes. Außerdem ist es ungefährlich. Bilder können einem nichts tun.«

»Wie meinen Sie das?«

Sie antwortete nicht. Sie lächelte nicht mehr.

»Komm«, flüsterte sie. »Fass mich an.« Sein Gesicht kam näher. Er atmete sie an und ließ die Hand von der Wange zum Hals gleiten.

»Fass mich richtig an«, flüsterte sie.

Seine Hand glitt zu ihrer Brust. Er knüpfte ihr die weiße Bluse auf. Mit der anderen tastete er unter dem Rock herum. Er sah sie an, ihr Gesicht war sehr blass. Augen und Mund waren geschlossen, auf der Stirn hatte sie zwei senkrechte Falten

»Nimm mich!«, flüsterte sie.

Er suchte den Reißverschluss ihres Rocks und zog ihn ihr aus. Er schob ihren Unterrock hoch und riss ihr die Unterhose herunter. Sie spürte sein Gewicht auf sich. Wollte schreien, denn es tat ihr im Unterleib weh. Dann war es wieder gut. Sie legte die Arme um ihn und hielt ihn fest. Sie spürte, bald würde es unfassbar gut sein, und sie legte die Beine um ihn, hielt ihn fest. Sie spürte, jetzt ... jetzt ... o mein Gott ... und er

versuchte sich zu befreien, aber sie hielt ihn mit Armen und Beinen fest. Zuckungen überliefen ihn. Dann entspannte er sich, und sie löste den Griff.

»Jetzt habe ich ein Kind gestohlen«, sagte sie, und er musste wegschauen, denn so hässliche Augen hatte er noch nie gesehen.

»Ist dir jetzt übel im Unterleib, weil du gedacht hast, ich wollte nett zu dir sein, und das ein Irrtum war?«

»Hure!«

»Haha! Habe ich gut geschauspielert? Ja, das kann ich dir ansehen. Ich habe nur einen einzigen Fehler gemacht. Als du mir die Bluse aufgeknöpft hast, hätte ich sagen müssen: Sind meine Brüste nicht wie zwei Rehkälbchen, Gazellenwillinge, die in den Lilien weiden? Aber dir ist dieser Fehler nicht aufgefallen, oder?«

»Zieh dich an, verfluchte Hure!«

»Hure? Ich? Hast du mit einer Hure geschlafen? O nein, du hast nur mit einer fremden Frau geschlafen. Hast du meinen Mund geküsst? Du hast meinen Mund nicht geküsst, oder? Hättest du es getan, ich hätte gesagt: Fremder Frauen Mund ist ein tiefes Grab. Wes der Herr zürnt, der soll dahinein fallen. Glaubst du, der Herrgott ist dir böse, obwohl du meinen Mund nicht geküsst hast? Glaubst du das?«

Sie setzte sich mit einem Ruck auf und zog sich den Unterrock über die Knie.

»Starr mich nicht an, während ich mich anziehe!«, sagte sie. Er drehte sich weg. Sie lächelte für sich.

»Ich habe ein Kind gestohlen«, sagte sie, aber nicht zu dem Rücken vor sich. »Ich habe ein Kind gestohlen.« Sie stand auf und ließ einen unbeherrschten glücklichen Schrei los. Sie hielt sich den Kopf mit den Händen, ihre Augen strahlten. Er drehte sich zu ihr um, und er sah die zusammengebissenen Zähne hinter den geöffneten Lippen. Sie löste die Hände von

ihrem Kopf und kam auf ihn zu. Er trat einen Schritt zurück. Er spürte die Wand hinter sich, ihre Augen und Zähne waren nur einen halben Meter von ihm entfernt. »Weißt du, was Glück ist?«, hörte er dicht vor seinem Gesicht. »Der Augenblick, in dem die Verwandlung geschieht. Wenn Pygmalions Statue lebendig wird. Wenn Leben und Tod der Kuss eines Geliebten sind. Spürst du die Verwandlung? Ja, du spürst sie! Du hast Glück in den Augen! Dann schrei! Schrei dein Glück heraus, denn du bist gottgleich! Du bist... Weichen deine Augen mir aus? Warum... Oh, du hast mich hinters Licht geführt. Deine Augen sind die eines Hundes. Eines Schoßhundes. Der Teufel soll dich holen!«

Ihre Gesichter waren einander jetzt sehr nah. Die Wand in seinem Rücken fühlte sich feucht an. Er wollte die Hände heben, um sich zu verteidigen, aber plötzlich stand sie nicht mehr dort. Sie stand am Fenster.

»Oh, schau, der Mond. Komm her und sieh den Mond zwischen den Häusergiebeln. Wie eine goldene Sichel. So eine goldene Mondsichel hat etwas Dramatisches an sich, nicht wahr? Ob sie vielleicht bald rot wird? Komm her und sage mir, ob sie bald rot wird. Oder hast du Angst? Ich habe keine Angst mehr, denn ich habe gebüßt. Heute Abend habe ich gebüßt. Ja.«

Er hörte fast nicht, was sie sagte, so leise sprach sie. Immer noch stand er dicht an der Wand, und er wusste, Angst hinderte ihn daran, etwas zu unternehmen.

»Dort waren keine Häusergiebel, aber der Mond sah genauso aus. Ich hatte so Angst. Dort hing der Mond, da waren die Bäume und die Schatten der Bäume, und kein Laut war zu hören, als ich stehen blieb, um zu lauschen.«

Sie drehte sich zu ihm um, und die nackte Angst in ihren Augen, der wegen des einen hochgezogenen Mundwinkels schiefe Mund, die bebende Unterlippe...

»Und als ich nach Connaught Water kam, waren da zwei Monde, einer im Wasser und einer hinter den Bäumen. Du weißt nicht, dass zwei Monde den Tod bedeuten, oder? Ich schrie auf, denn der Mond und die Stille, oh!, die furchtbare Stille! Ich konnte den Koffer nicht öffnen, denn das Kind, das Kind...«

Ihre Stimme erstarb zu einem heiseren Flüstern. Sie kam auf ihn zu. Näher. Noch näher. Ihr Gesicht war verzerrt.

»Hast du schon einmal ein Kind, das nicht älter ist als einen Tag, mit blauen Malen am Hals und mit offenen, toten Augen gesehen? Hast du das?«

Er spürte ihren Atem im Gesicht. Er griff nach vorn, spürte, wie seine Hände sich um etwas Weiches schlossen, und er fühlte, dass er stark war und die Angst der Stärke wich. Sie ist schwer, sagte er innerlich, aber ich bin stark. Ich bin stark, stark, stark. Und auf einmal wusste er, was geschehen war, und aus weiter Entfernung hörte er etwas fallen, und es war gut, dass das Zimmer von Rauch erfüllt war, denn so brauchte er...

Die Mondstrahlen

DIE MONDSTRAHLEN SCHIENEN fast senkrecht durch das Fenster. Sie spielten am Boden und ein Stück an der gegenüberliegenden Wand hinauf. Sie lebten, denn vor dem Fenster standen Bäume, in deren Ästen der Wind spielte. Es war vergnüglich, im Bett zu liegen und sich vorzustellen, das Licht selbst würde sich bewegen. Ich hätte es gern Grete gesagt, aber sie schlief sicher schon. Es hatte keinen Sinn, sie wegen einer solchen Nichtigkeit zu wecken, obwohl sie es sicher auch vergnüglich gefunden hätte.

Ich versuchte einzuschlafen. Dabei dachte ich immer wieder darüber nach, ob es Anthologie hieß oder Anthalogie. Und ich kicherte bei dem Gedanken daran, dass Ottar statt krass immer grass sagt. Das wird er sich nie abgewöhnen können.

Ausgerechnet als ich fühlte, dass der Schlaf herankroch, bewegte Grete sich. Die Mondstrahlen an der Wand bildeten den Hintergrund, vor dem ich sah, wie sie die Hände vor das Gesicht schlug – sie pflegt auf dem Rücken zu schlafen –, und sie rief: »Mach das Licht an!« Ich glaubte, sie träumte, und lag ganz still. Dann warf sie mit einer jähen Bewegung den Kopf zur Seite und brach in Tränen aus. Ich sprang aus dem Bett und drehte den Schalter neben der Tür herum. Wie so oft, wenn etwas Trauriges sich ereignet, hatte ich das Gefühl, vollkommen nutzlos zu sein. Ich stand am Fußende des Betts und

sah sie an. Sie war sehr blass. Sie hatte einen Zipfel des Kissenbezugs im Mund, in ihren Augen standen Tränen.

»Was ist denn, Grete?«

Sie antwortete nicht. Sie sah mich nicht einmal an. Ich konnte ihr nicht helfen.

»Was ist, Grete?«

Ich erwartete keine Antwort. Sie blickte zur Seite. Mir war kalt, also kroch ich wieder unter die Bettdecke. Ihr Gesicht war mir jetzt zugewandt, in ihren Augen war etwas Hässliches.

»Was ist?«, bettelte ich.

»Sieh mich nicht so an«, sagte sie.

Ich verstand nicht. Ich sah sie forschend an. Das Hässliche in ihren Augen war Angst. Sie starrte mich aus angsterfüllten Augen an. Ihr stand eine tiefe senkrechte Furche auf der Stirn, und sie presste die Zähne fest zusammen, den Stoff dazwischen.

»Kann ich dir irgendwie helfen?«, fragte ich ratlos. Ich wusste, ich konnte ihr nicht helfen.

»Ich habe Angst«, flüsterte sie.

»Wovor denn?«

Sie drehte den Kopf weg und starrte zur Decke. So lag sie eine Weile da, als ob sie über etwas Schwieriges nachdenken würde: Plötzlich spürte ich, wie ihr Gesicht und Körper erstarrten. Mit einer raschen Bewegung führte sie die Hände vors Gesicht – abwehrend. Dann ballte sie die Fäuste und presste sie sich auf die Augen. Und wieder brach sie in Tränen aus.

Eine Art bitteres Mitleid stieg in mir auf. Was tat ihr so weh, sollte mich aber nichts angehen? Was für einen Trost brauchte sie, den ich ihr nicht geben konnte?

Ich kroch zu ihr unter ihre Bettdecke. Ihr Körper bebte unter meinen Händen.

»Erzähl mir, wovon du Angst hast«, bat ich. Aber sie bemerkte nicht, dass ich sie bat. Sie ahnte nicht, dass mich mehr noch als der Anblick der Angst in ihren Augen quälte, aus ihrer Tragödie ausgeschlossen zu sein.

»Etwas Trauriges wird passieren«, sagte sie plötzlich an meiner Wange. Ich spürte, wie ich zusammenzuckte. Ich hatte das schon einmal erlebt. Ich wusste nicht mehr, wann und wo, aber ich wusste, es war passiert. Wo? Wann?

»Nichts wird passieren«, sagte ich. Ich glaubte selber nicht daran. Vielleicht wiederholte ich den Satz darum. »Nichts wird passieren, Grete.« Ich strich ihr durch die Haare.

Da fiel es mir ein. Nicht ich hatte es erlebt, sondern sie.

... Februar 1944. Im Keller unter dem Restaurant. Der Holzstapel, leere Kisten. Der lange Tisch. Der batteriebetriebene Radioempfänger, der Sterilisator. Die gedämpften Geräusche des Restaurants. Der starke Geruch nach schlechtem Tabak. Die über den Tisch gebeugten Rücken.

Und der Fremde im Hintergrund. Er saß auf einer leeren Kiste, an den Holzstapel gelehnt. Sie spürte, dass er sie ansah. Sie wollte seinem Blick nicht mehr begegnen. Schaute dennoch hin, seine Rattenaugen waren hinter dem Rauch einer deutschen Zigarette halb geöffnet. Starr mich nur an, dachte sie. Starr mich nur an, du ... du ... Oberratte!

Etwas später. Sie befand sich auf dem Weg aus dem halbdunklen Keller heraus. Hörte Schritte hinter sich und spürte eine Hand auf der Schulter. Sie drehte sich um und blickte direkt in die roten Augen. Wollte schreien, aber ihre Stimme gehorchte ihr nicht. »Was wollen Sie von mir?«, fragte sie in Todesangst. »Nichts«, antwortete er mit schwerer, gedämpfter Stimme. »Nichts, außer Ihnen mein Mitleid auszudrücken.« »Ihr Mitleid?« »Ja. Sie wissen selbst, dass Sie so gut wie nie

richtig glücklich sind. Und wenn Sie es einmal doch sind, wissen Sie, bald wird etwas geschehen, das alles kaputt macht.« Sie wollte lachen, so froh war sie. Rattentaktik!, dachte sie und sagte: »Sie können sich Ihr Mitleid sparen. Solange ich vor so welchen wie Ihnen meine Ruhe habe, bin ich so gut wie immer glücklich.« Er antwortete nicht. Sie befanden sich jetzt im Freien. »Wer sind Sie eigentlich?«, fragte sie. Er setzte ein seltsames Lächeln auf, zuckte mit den Schultern, und dann zog er den Hut: »Der, für den Sie mich halten. Gute Nacht.«

Noch einmal etwas später. Die menschenleere Straße bei Verdunkelung. Die Sterne froren im Licht des Vollmonds. Der Widerhall ihrer Schritte.

Sie gelangte zu dem Haus, wo sie wohnte. Suchte ein wenig in ihrer Handtasche nach dem Schlüssel, fand ihn, schloss die Tür auf. Machte kein Licht an, denn die Rollos waren oben. Tastete sich die Treppe hinauf. Suchte nach der Badezimmertür. Sie griff den Türknauf und öffnete. Sie brauchte die Verdunkelung nicht herunterzulassen, denn der Mond...

Erst sah sie alles ganz klar. Den Körper ihres Vaters, an einem Seil hängend. Den umgestoßenen Stuhl. Dann trübte sich ihr Blick. Vater!, flüsterte sie, und sie sprang zu seinen Knien. Vater ... Vater ... liebster Vater ... Und sie vermochte einfach nicht, seine Beine hochzuhalten. Sie wurden nach oben gezogen, nach oben, nach oben ...

»Liebste«, flüsterte ich und streichelte ihre Haare. »Keine Angst. Ich bin ja bei dir.«

»Du kannst mir nicht helfen«, flüsterte sie. Und wie um es wiedergutzumachen, fügte sie hinzu: »Gut, dass du hier bist.«

»Erzähl mir, wovor du Angst hast.«

Sie lag kurz ganz still, und ich dachte: Sie will mich quälen. Dann wandte sie das Gesicht ab und sagte:

»Es war das Mondlicht. Ich habe den Schatten von Vaters Beinen an der Wand gesehen.«

»Das war der Schatten der Bäume.«

»Ich weiß doch. Auch vorhin habe ich das gewusst. Trotzdem, es waren Vaters Beine.«

»Verstehe.«

»Und dann habe ich etwas vor dem Fenster gehört.«

»Du brauchst es nicht zu erzählen.«

»Hast du Angst?«

»Natürlich nicht.«

»Glaubst du, es stimmt, dass ich nie lange am Stück werde glücklich sein können?«

»Das ist verdammter Unsinn.«

»Bist du ganz sicher, dass du das denkst?« Ihre Augen hatten Glanz bekommen. Glanz und etwas anderes, das ich noch nie gesehen hatte und das mich besorgt stimmte.

»Selbstverständlich.«

»Ich glaube aber, es stimmt. Ich glaube, eines Tages passiert etwas, das alles kaputt macht.«

»Was sollte das sein?«

»Ich weiß nicht. Irgendetwas. Etwas, das alles kaputt macht.«

»Lass uns morgen darüber reden. Du bist zu aufgeregt, um klar zu denken. Morgen sieht das alles anders aus.«

Sie lächelte. Ich bildete mir ein, es sei ein triumphierendes Lächeln. Sie zog mich an sich.

»Gute Nacht, Sten«, sagte sie.

»Gute Nacht, Grete.«

Ich hatte Schwierigkeiten einzuschlafen. Ich spürte, bald würde etwas geschehen.

Das Zimmer der Geistesschwachen

EIGENARTIG, DACHTE ER, dass Gin eine solche Wirkung haben kann. Er erinnerte sich an die Flasche auf dem Boden neben dem Korbstuhl. Sie stand so, dass er sie mit der Linken erreichen konnte. Er hatte sein Glas etliche Male gefüllt. Und er hatte sich gefreut, als er bemerkte, dass er die Details auf dem Erling-Enger-Druck nicht mehr richtig erkennen konnte. Einen Moment lang hatte er Lust auf Gesellschaft gehabt, aber dann war er auf den Gedanken gekommen ...

Er war über die Brücke gegangen und den steilen Hang hinauf, der nach Y. führte. Er ärgerte sich, dass er einen Augenblick ausruhen musste. Er schaute auf die nackten Bäume am Fjord unten. Die Natur ist schon etwas verdammt Seltsames, dachte er. Unschuldiger, wenn man es nicht zu feierlich meint.

So stand er noch ein wenig, bevor er weiterging. Der Weg schlängelte sich bergab. Auf beiden Seiten Felsen und Wald. Er wunderte sich, wie still es war. Er sah keinen einzigen Vogel, nichts war zu hören als seine Schritte. Seine Schuhspitzen wurden staubig, aber nur ein wenig, denn es hatte am Vortage geregnet. Ich stimme der Behauptung der Christen, der Mensch sei Staub, nicht zu, sagte er zu sich selbst, denn der Staub hat kein Recht, dagegen zu protestieren, dass er mit Füßen getreten wird. Das klingt ja idiotisch. Er musste es irgendwo gelesen haben.

Als er weiter in Richtung Y. hinunterkam, sah er das Was-

ser wieder. Ihm fiel etwas ein, das sie einmal gesagt hatte, sie saßen jeder auf seiner Seite des Tisches. Das Radio lief. Eine Band spielte *Wilhelmina*. Sie führte Selbstgespräche. Plötzlich sagte sie: »Im Radio sagen sie, es liegen Leute...« »Wo liegen Leute? Wie bitte, Sofie? Wo liegen Leute?« »In Kvå im Meer.«

In Wirklichkeit habe ich mir eine irrsinnige Arbeit aufgehalst, dachte er. Irrenwärter. Irrenwärter Eide. Irrenwärter und Alkoholiker Eide. Dummes Gewäsch. Nur weil er zu Hause im Bücherschrank eine halbe Flasche Gin stehen hatte? Allein schon, dass er die Flasche gestern nicht geleert hatte, war ja ein Zeichen dafür, dass er ... nun gut, der Wahrheit die Ehre: Er war in dem Korbsessel eingeschlafen. Aber dass er sie heute Morgen, bevor er zur Arbeit ging, nicht ausgetrunken hatte, war ein brauchbares Argument. Alkoholiker? Er? Er lächelte. Es ist gar nicht so leicht, irgendetwas zu werden, dachte er. Eigentlich ist es verdammt schwierig, etwas zu werden, das als Bezeichnung zutrifft.

Das Meer war nicht blau. Keine Sonne fiel darauf. Es lag zu seiner rechten Seite. Der Weg war jetzt schmaler und voller großer Löcher. Links von ihm befand sich der Acker mit dem auffälligen Schuppen. Er hatte irgendwie das Gleichgewicht verloren. War mit der einen Schulter etwas eingesunken und sah müde aus.

Er war wieder aus der Puste und verlangsamte seinen Schritt ein wenig. Ärgerlich, dass er so schlecht in Form war. Wie schlecht tatsächlich, das war ihm erst klar geworden, als er gezwungen war, Sofie hart anzufassen. Sie hatte ihn plötzlich angefallen. Stand erst kurz da und blickte ihn hasserfüllt an. So war er vorbereitet, und als sie zuschlug, wehrte er den Schlag ab. Unvermittelt drehte sie sich um und lief zu der einzigen unverschlossenen Tür. Er holte sie ein, bevor sie die Tür öffnen konnte, und drehte ihr den Arm auf den Rücken. Mit der freien Hand griff sie ihm ins Haar. Er musste den anderen

Arm fester verdrehen, damit sie losließ. Danach schleifte er sie geradezu zum Sofa.

Jetzt sah er das Haus. Er musste nach links abbiegen und einem zweihundert Meter langen Fahrweg folgen, um es zu erreichen. Es war ein altes Haus. Der weiße Anstrich war stellenweise abgeplatzt, aus einigem Abstand wirkte es aber immer noch weiß. Es lag an einem Hang, der Wald kroch fast zur Tür des Windfangs herein. Vor dem Haus standen einzelne Obstbäume. Sie schienen zu frieren. Die Wildtriebe waren nicht ausgelichtet, was sich gut machte. Zwei Pappeln standen vor dem Haupteingang, doch gehörten sie hier nicht hin. Links, mitten in einer Pfütze von weggeschüttetem Wasser, wuchs der alte, große Hausbaum.

Gepriesen sei die Fäulnis, dachte er. Gepriesen sei die Fäulnis, denn ohne dass das Weizenkorn (oder war es ein Senfsamen?) in die Erde fällt und stirbt...

Ohne anzuklopfen, öffnete er die Tür zum Windfang. Als er sie hinter sich schloss, wurde es dunkel. Alles wie gehabt, dachte er. Urin und frisch geseigte Milch. Vor allem Urin. Er rümpfte die Nase. In einem Windfang riecht es immer eigenartig, übel. An manchen Orten nur nach verschmutztem Arbeitszeug, und das ist das Beste.

Er dachte an das Hotel *Baur* in Hamburg. Esther wollte ein paar kleinere Einkäufe machen. Er selbst fühlte sich nach der rastlosen nächtlichen Jagd von Restaurant zu Restaurant noch etwas aufgelöst. »Bleib nicht zu lange weg«, hatte er gesagt. »Komm zurück, solange der Duft von deinem Parfüm noch im Zimmer hängt.« Sie war über drei Stunden weggeblieben, er hatte die ganze Zeit über die Wirkung der Ursache verflucht. Er hatte ein wenig gefroren und nach dem Witz daran gesucht, dass unter einem Porträt von Kaiser Wilhelm ein Zitat von Goethe angebracht war:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
wer nie die kummervollen Nächte
auf seinem Bette ...

Irgendwann war Esther wiedergekommen, und als er sie an seine Bitte mit dem Duft erinnerte, hatte sie ihm aus lauter weiblichem Übermut die Parfümflasche über dem Kopf entleert. Er bekam etwas ins Auge, es tat verflucht weh, bis sie ein feuchtes Handtuch brachte, und als sie danach ...

Er klopfte an die Küchentür, und da niemand antwortete, machte er sie auf. Zugleich wurde gegenüber eine Tür geöffnet. Sein Kollege.

»Ist sie ruhig?«

»Im Moment ja. Sie schläft.«

»Und sonst?«

»Wie üblich.«

»Sind ihre Schwestern drinnen?«

»Nein.«

Mehr war nicht zu sagen. Er nickte, und als der Kollege die Haustür öffnete, um zu gehen, lächelte er beinahe freundlich.

Er hängte seinen Mantel über eine Stuhllehne (dieser Mantel bekommt selten einen Kleiderhaken zu sehen, dachte er) und ging ins Zimmer. Er spürte einen starken Drang, wieder hinauszugehen. An diesen Gestank konnte er sich einfach nicht gewöhnen. Er erinnerte an einen Holzschuppen, in dem Katzen ihr Unwesen trieben, und stimmte ihn sehr schlecht gelaunt.

Das kleine Zimmer war in schlechter Verfassung. Der Boden war schief. Man spürte es deutlich, wenn man hin und her ging. Teilweise war er von Linoleum bedeckt, es war mit grünen Kreuzen gemustert. Nur teilweise, denn an den Rändern war das Linoleum zerbröselt.

An den Wänden einfarbige Tapete. Beinah einfarbig. In den

Ecken war sie rissig, und um die Schäden zu kaschieren, war sie mit roten und blauen Stoffstücken beklebt. Nach bestem Vermögen war sie mit unzähligen Familienfotos bedeckt. Zwischen den Fotos war eine unappetitliche Mischung von Bleistiftstrichen und Fettflecken zu erkennen.

Ein – verhältnismäßig neuer – Tisch und zwei Stühle. Der eine besser als der andere, beide aber in schlechtem Zustand. In der einen Ecke ein Kachelofen. Die Seitenverkleidung war gesprungen, ansonsten wirkte er noch absolut brauchbar. In der Ecke gegenüber stand das Sofa, darauf lag Sofie unter einer hellblauen Decke. Sie schien zu schlafen.

Als er sich auf den besseren der beiden Stühle setzte, bemerkte er, dass man den Radioapparat entfernt hatte. Das ließ seine Laune noch schlechter werden. Er blickte zum Sofa und fand die hellblaue Decke hässlich.

Sie tut mir nicht leid, dachte er. Es tut mir nicht weh, dass sie so ist. Uns Lebenden tut es weh. Uns, die wir ein Bewusstsein von der Zukunft haben. Sie hat nur eine krankhafte Vorstellung von der Vergangenheit. Die Vergangenheit tötet nie. Gut, in der Regel ist sie fürchterlich, aber sie tötet nicht.

Wenn ich nun ... (Nein, darüber wollte er jetzt nicht nachdenken. Aber vielleicht konnte er es als Sprungbrett verwenden.) Wenn ich nun keine Flasche Gin zu Hause im Bücherschrank hätte. (Nein, das ließ sich nicht als Sprungbrett verwenden.)

Er hatte wahnsinnig Durst. Einen gottvollen Durst, das Wort fiel ihm ein. Kurz amüsierte er sich darüber. Aber nur kurz, denn darum ging es ja nicht. Ich habe Durst, dachte er. Ich hätte die Flasche mitbringen sollen. Weiß Gott, man braucht manchmal wirklich eine Stärkung, wenn man Auge in Auge mit dem Wahnsinn lebt. Das ist natürlich. Das gilt nicht nur für mich. Dass ich mich gestern besoffen habe, war nichts

als eine natürliche Reaktion. Und an den anderen Abenden hatte ich frei.

Er drehte sich eine Zigarette.

Meine Hände zittern ein wenig, dachte er. Aber auf dem Weg hierher habe ich nicht gezittert. Erst wenn ich hier bin, dann zittere ich. Erst wenn ich hier in diesem verdammten Zimmer bin, zusammen mit dieser ...

Er warf einen raschen Blick zum Sofa. Dann zündete er die Zigarette an.

Ich mag das Blau dieser Decke nicht, dachte er. Ihm fiel der Wandteppich in ihrem Zimmer im Hotel *Baur* ein. Der war von derselben Farbe. »Er erinnert an die Himmel von van Gogh«, hatte Esther gesagt. Sie pflegte sich bisweilen etwas eigenartig auszudrücken. Ihm hatte der Wandteppich gefallen. Aber hier passte die Farbe irgendwie nicht ins Bild. Recht gesehen, war van Gogh ja auch verrückt gewesen. Aber das hier war etwas anderes. Hier in diesem verfluchten Zimmer war keine Vernunft mehr mit im Spiel.

Es war ihm gut gegangen gestern Abend. Das Beste war wohl, dass er allein gewesen war. Zwar hatte er kurz Lust auf Gesellschaft gehabt, aber dann stellte er fest, dass er wohl nicht genügend Gin im Hause hatte, und so ... dann hatte er an Gerda gedacht; sie war lieb und süß. Außerdem war sie auf eine Weise neu – sie erinnerte ihn nicht an besonders vieles. Aber es war leider nichts daraus geworden, jetzt war er froh darum.

Draußen regnete es. Er nahm es ohne besonderes Interesse zur Kenntnis. Es bedeutete nichts. Vielleicht für andere, für ihn nicht.

Einmal, als Sofie sich bekleckert hatte, sagte er: »Sofie, jetzt hast du dir Milch auf den Rock gegossen.« »Nein«, antwortete sie, »ich habe keine Milch vergossen, ich war auf dem Dachboden.« Kurz darauf hatte sie in den Milchkrug gespuckt.

Er hörte das Sofa leise knarren. Er blickte auf, sie starrte ihn an. Ihr typisches mattes Lächeln hing um die Mundwinkel. Diese Augen und dieses Lächeln! Auf einmal war ihm klar, dass er sie hasste. Nicht nur die Augen und das Lächeln. Er hasste die geistesschwache Sofie. Das zottige Haar, das ihr wie lange tote Finger über die Schultern hing. Die üppige Mundpartie. Die gedrunghenen Finger, Dreck unter den zu kurzen Nägeln. Ihre Beine, diese Stampfer.

Kann man eine Geistesschwache hassen?, fragte er sich. Die Erkenntnis war zu plötzlich über ihn gekommen. Er schämte sich nicht direkt, war aber verwirrt. Kann man eine Geisteschwache hassen?

Er strich sich mit den Fingern durchs Haar, dabei fiel ihm ein, dass er es nicht mehr gewaschen hatte, seit sie sich vor drei Tagen darin festgekrallt hatte. Er fühlte sich schmutzig.

Jetzt hatte sie sich zu einer sitzenden Stellung aufgerichtet. Sie führte Selbstgespräche. Flüsterte. Worte jenseits aller Vernunft. Unzusammenhängende Worte und Sätze. Es klang, als wiederholte sie etwas, das ihr aus den Winkeln und Brachen ihres kranken Geistes zuflog.

Plötzlich schlug sie mit der linken Faust hart an die Wand. »Das ist es!«, rief sie. »Das ist es!« »Was denn, Sofie?« Sie antwortete nicht. Blickte ihn nur verwundert an. »Was denn, Sofie?« »Das ist es, was einen krank macht.« »Was macht einen krank, Sofie? Erzähl es mir, Sofie. Was macht einen krank?« »Krieg und Pest, Hurerei und Verrat, Bosheit und Kinder, die einen auslachen, wenn man klein ist, Bruder und Schwester, die einen verraten.« Es kam ein wenig staccato, aber klar und deutlich. Sie holte dabei kein einziges Mal Luft. Danach legte sie sich zurück auf das Sofa und lachte. Ohne zu lächeln. Lachte nur mit weit geöffnetem Mund. Das Lachen klang leer, füllte das Zimmer aber vollständig aus. (Um Gottes willen, dachte er, um Gottes willen, hör auf.) »Bist du jetzt

zufrieden?«, fragte er. Sie antwortete nicht, hörte aber auf zu lachen.

Sie riss die blaue Decke von sich herunter und stand auf. Sie war voll bekleidet. Langsam ging sie im Zimmer auf und ab, mit etwas steifen Bewegungen. Dennoch wirkte es geradezu so, als ob sie dahinglitt. Sie bewegte sich seitwärts und zeichnete dabei mit den Armen eine Art waagerechter Kreise in die Luft. Ihre Augen bewegten sich in ihrem Kopf wie zwei flache Kugeln. Sie suchten nach nichts, es wirkte vielmehr, als verfolgten sie etwas, das sich in ständiger Bewegung befand.

Auf einmal sah sie ihn an. Ihre Arme bewegten sich nicht mehr. »Sag ›Sofie‹«, sagte sie. »Sofie‹«, sagte er. (Ich halte das nicht aus, fuhr ihm durch den Kopf. Ihre Stimme bringt mich um.) »Ja?«, sagte sie. »Geht es dir gut?« (Wenn ich es nur über mich brächte, sie zu schlagen. Dann wäre der Wahnsinn komplett.) »Ja.« Sie lächelte mit Mund und Augen. Selbst wenn sie ein so einfaches Wort wie »ja« sagte, schien sie danach zu suchen.

Sie glitt vor ihm auf die Knie. Legte ihm das Kinn auf das rechte Knie und blickte zu ihm empor. (Du kriegst Geld dafür, dass du nett zu ihr bist, sagte er sich. Geld, mit dem du Gin kaufen kannst.) Ihre Augen waren jetzt ruhig. Matt, aber starrend. Er mied ihren Blick. (Versuch, es gelassen zu nehmen. Sei ein Mann. Sie weiß nicht, was sie tut. Sie weiß nicht, dass sie nach Urin und fettigem Haar riecht.)

Einmal hatte Esther in genau derselben Stellung vor ihm gekauert. Das war lange her. Bevor sie beschlossen hatten, die Ferien miteinander zu verbringen. Sie hatte vor ihm auf dem Boden gesessen, die Arme über seinen Knien verschränkt, hatte zu ihm hinaufgeblickt und gesagt: »Darf ich etwas Dummes sagen?« »Ja.« »Ich liebe dich.« »Das ist dumm?« »Ja.«

Er sah sie an. Ihre Augen waren ruhig, wirkten aber immer noch wie flache Kugeln. Ihre Stirn war ungewöhnlich hoch,

und sie war faltenlos. Eine hohe Stirn ohne Falten, das sah nicht gut aus.

Wie umfassend der Hass sein konnte. An den ersten Tagen hatte sie ihm sehr leidgetan. Er hatte sie gefragt, ob sie gerne lese. »Nein«, hatte sie geantwortet, aber als er kurz darauf ein Buch aufschlug, um selber ein wenig zu lesen, kam sie sofort an und sagte, sie wolle es ausleihen. Dann baute sie sich neben der Tür auf und las mit einer eigentümlich schleppenden Stimme fünf oder sechs Zeilen vor. Monoton. Wo im Text Kommas oder Punkte vorkamen, las sie laut »Komma« oder »Punkt«. Das hatte eine faszinierende Wirkung, und ihm war das Telegramm eingefallen, das er ungefähr einen Monat nach der Urlaubsreise erhalten hatte:

es muss schluss sein mit allem stop ich habe mich
geirrt stop danke für alles stop esther

Auf einmal hatte Sofie das Buch wieder zugeschlagen und mit derselben schleppenden Stimme gesagt: »Hier sitzen wir so gemütlich beieinander, und jeder von uns beiden hasst den anderen.«

Jetzt saß sie immer noch vor ihm und starrte zu ihm empor. In den Augenwinkeln hatte sie alten Schlaf.

Er hörte die Tür des Windfangs leise quietschen. »Leg dich aufs Sofa, Sofie«, flüsterte er. »Nein, ich sitze hier sehr gut.« »Leg dich hin.« »Sitzt du nicht gern bei mir?« »Nein.« Sie blickte ihn betrübt an. Ihre Augen waren nicht mehr ruhig. »Nein!«, flüsterte er erneut, und sein Flüstern füllte das gesamte Zimmer. »Ich hasse dich!« Unvermittelt stand er auf, ihr Kopf glitt schwer von seinem Knie hinab. Er ging zur Küchentür, stieß sie auf und ging hinaus. Eine der Schwestern trank gerade ein Glas Wasser.

»Kommen Sie kurz alleine mit ihr klar?«, fragte er.

»Ja...«

»Mir ist es etwas unwohl. Ich schicke jemand anderen. Ich...« Er musste sich sehr zusammenreißen. »Sie haben natürlich keinen Schnaps im Haus?«

»Nein, leider.«

»Natürlich nicht. Entschuldigung. Ich brauchte nur eine Stärkung... Aber es geht schon besser.« (Idiot, dachte er, als er ihr erschrockenes Gesicht sah. Sie sieht aus wie das Spiegelbild eines normalen Menschen in einem Löffel.)

Er griff seinen Mantel.

»Ich bedaure«, sagte er beherrscht, als er die Tür zum Windfang öffnete. »Ich schicke jemand anderen.«

Die weißen Kreuze

IN EINEM GROSSEN WALD liegt ein altes, ungepflegtes Haus. Efeu wächst an seinen Wänden, die Zweige alter, verwachsener Obstbäume fingern an den Fensterscheiben herum. Keine Straße führt zu dem Haus. Der Pfad oder Weg, der einst vielleicht durch den Wald ging, ist seit Langem überwuchert. Wenn man diese Gegend bereist (wohin der verrückt gewordene Maler sich einst zurückgezogen hatte, um zu Gott zu beten), so kann man sich dem Haus bis auf zwanzig oder dreißig Meter nähern, ohne es zu sehen. Wenn man es dann aber erblickt, zuckt man zusammen, denn sämtliche Fensterscheiben sind mit weißen Kreuzen bemalt.

Eines Winternachmittags ging ein Mann durch den Schnee auf das Haus zu. Er trug einen Rucksack, ab und an musste er stehen bleiben und sich ausruhen. Es hatte drei Tage lang am Stück geregnet, die Bäume waren schwarz.

Er erreichte das Haus in dem Moment, als die Dämmerung es mit der Umgebung verschmelzen ließ. Er schloss die Tür auf. Er musste sie mit der Schulter aufdrücken, die Scharniere kreischten. Drinnen war es dunkel, der Mann holte ein Päckchen Kerzen aus dem Rucksack. Er ging in die Stube, in der sich nur ein Tisch, zwei Stühle und eine kastenförmige Kommode befanden. Er entzündete eine Kerze, und plötzlich wurde es draußen vor den Fenstern fast ganz dunkel.

Die weißen Kreuze hätte er sich sparen können, dachte er und sah sich nach Kleiderhaken um. Dann zuckte er mit der Schulter. Komischer alter Vogel, dachte er. Dachte der wirklich, er könnte sich so das Teufelstreiben vom Hals halten? Auf jedem Fenster sechs weiße Kreuze?

Er ging in den Windfang, wo Feuerholz gestapelt war, nahm einen Arm voll und trug es in die Stube. Als er sicher war, dass das Feuer gut brannte, packte er den Rucksack aus. Erst den Schlafsack. Dann ein Brot, etwas Butter und ein Stück Käse. Schließlich ein paar Strümpfe, einen Pullover und einen Regenumhang. Den Schlafsack und die Kleidung legte er auf die Kommode. Dann setzte er sich.

»Jetzt etwas essen, das tut gut«, sagte er. Er nahm ein Taschenmesser, wischte das Blatt mit einem Stückchen Butterpapier sauber und schnitt sich eine Scheibe Brot ab. Plötzlich hielt er inne und lauschte. War das ein Schrei? Nein, dachte er. Natürlich nicht. Und er schnitt weiter.

»Alte Häuser arbeiten immer«, sagte er. »Weil die Ecksteine absinken.« Er strich Butter auf das Brot und schnitt ein Stück Käse ab. Er nahm einen Bissen und reckte den Rücken ein wenig, sein Blick untersuchte das Fenster vor ihm, an dem die Kreuze vor dem nachtschwarzen Hintergrund leuchteten.

»Etwas, wovor ich mich nicht fürchten sollte«, sagte er mit vollem Mund, »ist die Angst. Die wurde mir bislang erspart, also möchte man annehmen, dass ich nicht dafür empfänglich bin. Sogar als ich ... nein, jetzt besser nicht daran denken ... obwohl, warum nicht, denn ... sogar, als mir klar wurde, dass ich ... all right, all right, denken wir nicht mehr daran.«

Er schnitt sich noch eine Scheibe Brot ab. Die Kerze flackerte. Da hörte er den Schrei erneut. Es lief ihm kalt den Rücken hinab. Er musste hinter sich schauen, doch dort war nichts als halb erleuchtete Ecken und an der Decke und der Wand sein eigener Schatten. Er stand auf. Er schob den Tisch

ein Stück weiter und setzte sich wieder, den Rücken den Fenstern und den Kreuzen zugewandt. Er butterte die zweite Scheibe Brot und belegte sie mit Käse.

»Wenn man nur Zeit hat, sich ein wenig zu bedenken«, sagte er, »dann hat man im Grunde niemals Angst. Schreiende Fantasiegebilde können ...« Weiter kam er nicht. Zum dritten Mal hörte er es, und plötzlich wusste er, wer da schrie und was sie schrie und dass sie weiterschreien würde, und all das, an das er nicht mehr hatte denken wollen, stand klar und deutlich vor ihm. Er schob den Stuhl zurück und stand auf.

»Vielleicht hatte ich doch Angst«, sagte er. »Wohl schon. Als ich sah, was ich getan hatte, bekam ich Angst. Ich wich etwas zurück, und erst draußen auf der Straße bemerkte ich, dass ich Blut an der Hand hatte. Und ich dachte: Habe ich das wirklich getan?, denn ich wusste nicht, dass ich imstande war, so etwas anderen als Soldaten anzutun. Ich dachte: Ich bin dazu imstande, und da bekam ich Angst. Seitdem hatte ich oft Angst, denn ich dachte: Wozu andere imstande wären, es aber nicht tun, das habe ich getan.«

Er ging zum Ofen und legte Holz nach. Dann zog er einen Stuhl heran und setzte sich. Er dachte, es sei nicht seine Schuld gewesen, dass er es tat, nicht nur seine Schuld, denn als er zum ersten Mal an dem Maschinengewehr saß und den Befehl erhielt, auf die Frauen des Dorfes zu schießen, da wollte er nicht, und so flog das Flugzeug darüber hinweg, ohne dass ein Schuss abgegeben wurde. Der Leutnant sagte: Du verfluchter Stümper. Das Flugzeug vollführte eine Wende, um noch einmal über das Dorf zu streichen, und er flehte Gott an, dass keine Menschen mehr dort sein mögen, doch drei Kinder spielten an einem Bach, und der Leutnant sagte: Feuer frei! Er schoss, ohne treffen zu wollen. Er traf nicht, und als sie hinter der Frontlinie landeten, sagte der Leutnant, er solle nicht vergessen, jede einzelne Kugel sei zu dem spe-

ziellen Zweck hergestellt, in Menschenfleisch einzudringen. Danach lernte er es.

Draußen regnete es. Es war halb sieben Uhr. Er ging zum Tisch und holte die Brotscheibe, die er auf dem Käse abgelegt hatte. Hunger hatte er keinen mehr. Er aß nur die Hälfte. Dann ging er zum Fenster und warf den Rest hinaus in den Schnee. Plötzlich erstarrte er. Ihre Stimme fühlte sich ganz nah an. Er wusste, dass es ein Ast war, der an einer Fensterscheibe schabte, aber das half nichts, denn zugleich war ihm klar, dass die Angst ihn in der Hand behalten würde.

»Ich hätte nie hierherkommen dürfen«, flüsterte er, nachdem er das Fenster geschlossen hatte. Und als ihm bewusst wurde, dass er geflüstert hatte, rief er: »Warum zum Teufel flüstere ich?« Danach wirkte die Stille noch tiefer, und er begann, im Zimmer hin und her zu gehen. Sein Schatten strich über Decke und Wände, und er bemerkte, dass, wenn er zwischen der Kerze und den Kreuzen stand, die weiße Farbe schwächer leuchtete.

»Warum quält ausgerechnet sie mich?«, sagte er. »Warum nicht die anderen? Die Versuchsobjekte. Die Soldaten, die Frauen und Kinder des Dorfes. Die tötete ich, ohne daran zu glauben, dass es in einem Kampf um die Freiheit geschah. Die tötete ich auf Befehl, obwohl ich wusste, dass es ihr größter Traum war, in Frieden zu leben. Warum quälen nicht diese Leute mich, sondern sie, der einzige Mensch, den ich mit voller Überzeugung getötet habe, weil sie meine Freiheit so vollkommen mit Beschlag belegte? Die mein Geheimnis kannte und seither meine Zukunft in der Hand hatte.«

Es wurde warm, er zog die Jacke aus. Er zündete sich eine Zigarette an, setzte sich hin und blickte eine Weile dem Rauch hinterher, der um seine Finger kreiste, bevor er zur Decke stieg. Er spürte das kalte Frösteln im Rücken, sein Herz klopfte. Er spürte, wie die Angst sich im Körper breitmachte. Er wusste,

wenn jetzt plötzlich ein Gesicht hinter der Fensterscheibe auftauchen würde, er wäre nicht imstande, etwas zu unternehmen. Und da war es auf einmal, kein Gesicht, sondern ein Windstoß und ein Zweig, der an die Scheibe knallte, und ein Holzsplitter fiel im Ofen zusammen. Da griff er sich mit beiden Händen an den Kopf und schrie los. Die Kerze flackerte, die Kreuze auf den Fenstern bewegten sich. »Nicht sie«, stöhnte er. »Nicht sie, denn sie hat mir meine Lebensgrundlage geraubt. Die anderen, zu denen ich gehörte und sie dennoch tötete. Die in Frieden leben wollten. Die Versuchsobjekte, lass sie ...«

Da ging eine Tür. »Komm herein!«, schrie er und stand auf. Aber niemand kam. Und kein Geräusch war zu hören außer dem Regen und dem Wind.

Warum ich und niemand sonst?, dachte er. Was habe ich getan, das die anderen nicht getan haben? Jack, John, Brian und all die anderen, die nicht auf Kinder schießen wollten, aber es trotzdem taten, was ist mit ihnen? Die nie stark genug waren, jemanden aus Überzeugung zu töten, sollen sie ihren Frieden haben? Was habe ich getan, das sie nicht getan haben, außer ein einziges Mal aus Stärke heraus zu töten, willentlich, zur Selbstverteidigung. Antwortet mir, ihr weißen Kreuze!

Die Kerze flackerte, die Kreuze bewegten sich, und er schrie: »Achtzehn Kreuze sind nicht genug! Drei mal achtzehn habe ich getötet, und auch das würde nicht genügen, und von all denen nur eine Einzige aus Notwendigkeit. Sie braucht kein Kreuz, alle Kreuze gelten ihr.«

Er setzte sich dicht an den Ofen, dennoch spürte er das kalte Frösteln im Rücken. Eine Wand knackte, er musste etwas unternehmen. Er stand auf, begegnete dem Schatten an der Decke, dann sprang er zum nächsten Fenster und stieß die Faust in eines der Kreuze. Sein Blut spritzte, aber er bemerkte es nicht. »Noch eins!«, schrie er und hieb nach dem nächsten

Kreuz. Die sechs Kreuze verschwanden, feuchter Wind wehte ihm an die Stirn, und er lief zu sechs weiteren Kreuzen. Auf der Stirn und am Hals sprang ihm der Schweiß hervor. Die Kreuze verschwanden, jetzt war noch ein Fenster da, und als er ganz fertig war, schlug der Windzug ihm entgegen, blies die Kerze aus, und im Schein des Ofens konnte er zersplitterte Fensterscheiben und Kreuze sehen. Und Blut. Es rann ihm von den Knöcheln und den Handgelenken, er trat die Tür auf und ging mit schwankenden Beinen in den Schnee hinaus. Er wankte etwas. »Nicht sie. Die anderen. Die, die ...« Und er wankte zum letzten Mal, und als er fiel, breitete er die Arme aus, und sein Körper bildete ein schwarzes Kreuz im weißen Schnee.

Es war schön, solange es währte

DER NEBEL LAG VIER STOCKWERKE hoch über der Straße. Über dem vierten Stockwerk war nichts. Nichts von Bedeutung. Und auf der Straße gingen die Leute schnell, denn sie froren. Es sah aus, als gingen sie wichtigen Zielen entgegen, aber es sah nur so aus, weil sie schnell gingen.

Für die meisten war es ein Abend wie alle anderen. Nichts war anders als sonst. Alles hatte es schon einmal gegeben. Vor Jahren schon einmal und gestern schon.

Für Georg war alles anders. Für ihn bestand die Zeit aus Dingen, die nicht geschahen. Für ihn lag alles von Interesse oberhalb der vier Stockwerke – hinter dem Nebel.

Er sah auf die Uhr und betrat den *Goldenen Stern* durch die matte Glastür. Er ging zur Bar, alle Hocker waren besetzt. Er bestellte einen doppelten Cognac. Der Bartender erkannte ihn und nickte ihm zu. Ein Hocker wurde frei, und Georg setzte sich. Er knöpfte den Mantel auf und spürte genüsslich das Gewicht des Glases in der Hand. Er trank, und es schmeckte zugleich gut und ungut. Zwei Hocker neben ihm wurden frei, und zwei junge Männer in Lederjacken erklimmen sie. Der eine von ihnen war sehr groß. Er bestellte zwei Cognac. Seinem Freund fehlte ein Ohr. Sie hatten schon woanders als im *Goldenen Stern* getrunken, denn sie redeten lauter als nötig.

»Es war nicht meine Schuld«, sagte der Lange.

»Natürlich war es nicht deine Schuld. Das Stinktier hat gekriegt, was es verdient hat.«

»Ja, nicht wahr?« Der Lange wurde sicherer. »Nennt der mich einen verfluchten Handlanger des Kapitals. Du hast es gehört. Einen Handlanger des Kapitals, na, da hab ich zuge schlagen. Das weißt du, nicht wahr?«

»Ja, klar. Und als er da lag, den Kopf auf der Steintreppe, lief ihm Blut aus dem Mundwinkel. Ich habe es gesehen. Und da sind wir abgehauen. Ich habe es alles gesehen. Am Ende sind wir abgehauen.«

»Vielleicht hätten wir erst versuchen sollen, ihn wiederzubeleben. Ist nicht so ganz in Ordnung, einen in dem Zustand in einer Seitenstraße liegen zu lassen.«

»Er hat gekriegt, was er verdient hat«, beruhigte ihn der Ohrlose. »Außerdem ist es immer besser abzu hauen, bevor es Ärger gibt.«

In dem großen, länglichen Spiegel über den Flaschen konnte Georg die Eingangstür sehen. Als Ruth hereinkam, drehte er sich zu ihr um. Sie lächelte und kam zu ihm.

»Hallo.«

»Hallo.«

Er stand auf und bot ihr den Platz an. Sie setzte sich, er sagte:

»Lass uns einen freien Tisch im Restaurant suchen.«

»Gern.«

Sie gingen durch die Tür, auf der in gelben Buchstaben RESTAURANT stand. Das Orchester spielte *The man I love*, und sie fanden einen Tisch dicht bei der Tanzfläche.

»Was möchtest du trinken?«, fragte Georg. Er winkte dem Kellner.

»Wermut«, sagte Ruth.

»Eine halbe Flasche Wermut und einen Cognac«, sagte Georg. Er sah Ruth an, sie hatte etwas dunkle Ringe unter den Augen.

»Es tut mir leid wegen gestern«, sagte er.

»Vergessen wir's.«

»Ja.«

Der Kellner kam. Das Orchester spielte nicht mehr.

»Eigentlich war das gestern meine Schuld«, sagte sie. Er vermied es, sie anzusehen, und antwortete nicht.

»Ich hatte keinen Grund, so beleidigt zu sein«, sagte sie.

»Als ich das sagte, wollte ich dich nicht treffen.«

»Ich weiß«, sagte sie. »Vergessen wir es.«

»Prost.«

»Prost.«

Sie tranken. Er konnte es doch nicht vergessen.

»Als ich das sagte, wollte ich dich nicht treffen«, sagte er.

»Aber als ich sah, wie beleidigt du warst, da habe ich mich gefreut, dass ich es gesagt habe. Es fühlte sich gut an, dich verletzt zu sehen.«

Mehr sagte er nicht. Er wich ihrem Blick aus. Er trank seinen Cognac aus und schob das Glas zur Mitte des Tisches. Er bot ihr eine Zigarette an. Ihre Augen ruhten die ganze Zeit auf ihm. Sie waren blank vor Sorge.

»Liebst du mich nicht mehr?«, fragte sie.

»Du weißt, dass ich dich sehr mag.«

»Liebst du mich nicht mehr?«

Er schwieg. Das Orchester spielte *Nevertheless*, und das gelbliche Licht wich einem rötlichen Rauch, der sich von der Decke herabsenkte.

»Es tut mir leid«, sagte er. »Ich kann nichts dafür. Es ist einfach so. Es wäre mir lieber, wenn es anders wäre.« Mehr sagte er nicht. Die Asche seiner Zigarette fiel auf das Tischtuch. Er sah Ruth an, fand aber ihre Augen nicht.

»Es war schön, solange es wahrte«, sagte er. »Es wäre mir lieber gewesen, wenn es länger gedauert hätte. Ich hatte sogar darauf gehofft, es wäre von Dauer. Aber nichts ist von Dauer.«

Sie stand auf. Eine Träne rann ihre Wange hinab und fiel neben dem Weinglas auf das Tischtuch.

»Entschuldige kurz«, sagte sie mit einer eigenartigen Stimme. »Ich bin gleich wieder da.«

»Ganz sicher?«

Sie nickte, ohne ihn anzusehen. Er folgte ihr mit den Blicken, bis sie hinter einer Wand verschwand.

Um halb elf bat er um die Rechnung.

Intermezzo

DIE LETZTE HALBE STUNDE ÜBER hatte sie kein Wort gesagt. Immer noch sagte sie nichts, und er dachte, sie ist schuld. Wenn sie noch alles wüsste, aber sie weiß nur einen Bruchteil, und das ist nicht genug. Nicht dafür, mich so zu behandeln. Nein, verflucht noch mal!

»Du machst mir das alles sehr leicht«, sagte er, und der Satz kam so rasch und eigenartig, dass sie sich vergaß und aufschaute.

»Ja, ich meine das ernst. Du machst mir das alles sehr leicht.«

»Tatsächlich? Sei so nett und erkläre das etwas genauer.«

»Was, verflucht noch mal... Weißt du, was du bist? Eine Schlampe! Eine verfluchte Hurenschlampe!«

»Wirklich?«

»Dann erzähle ich dir jetzt mal was, das du nicht weißt. Hör gut zu. Spitz die Ohren, dass dir kein Detail entgeht. Als wir Schnaps holen gingen, sind wir erst zu ihr nach Hause gegangen. Sobald wir durch die Tür waren, küsste ich sie. Dann fasste ich ihr an die Brüste, drückte sie an mich und sagte, ich will mit dir schlafen. Sie sagte, denk doch an Gerda, aber ich sagte, mit der hat das nichts zu tun. Außerdem soll man nicht immer an andere denken. Ich küsste sie wieder, und als ich sie auf das Sofa drückte, sagte sie, wenn Gerda das erfährt. Vergiss jetzt Gerda, sagte ich. Mach es nicht, sagte sie. Ich muss,

sagte ich. Ich habe zweimal die Gelegenheit dazu verpasst, und das schmerzt mich. Jedes Mal, wenn ich mit Gerda schlafe, denke ich an dich, sagte ich. Dann nahm ich sie. Weißt du, wie? Versuch es dir vorzustellen. Versetze dich an ihre Stelle. Versuch...«

Sie war aufgestanden. Sie war sehr blass, ihre Lippen waren zusammengepresst. Sie sah ihn nicht an. Er hatte nicht noch mehr zu sagen. Sie biss sich auf die Lippe, als ob sie selbst zu viel gesagt hätte. Dann setzte sie sich wieder hin. Gewonnen, dachte er. Gewonnen, gewonnen, gewonnen. Er zündete sich eine Zigarette an, seine Hand zitterte.

»Würdest du mir ein Glas Wasser holen?«, sagte sie, ihre Stimme war fast völlig klar. Er ging in die Küche, und als er mit dem Wasserglas kam, sah sie ihn immer noch nicht an.

»Danke«, sagte sie.

»Und jetzt?«, fragte er herausfordernd.

»Wie jetzt?«

»Verflucht, Gerda, sag schon was!«

»Ich bin eine verfluchte Hurenschlampe.«

»Jetzt bist du widerlich.«

Sie antwortete nicht. Sie machte das Radio an, und da übermannte die Wut ihn erneut. Er schrie nicht auf. Er sagte kein Wort. Er fühlte sich durch und durch kalt. Könnte ich jetzt... könnte ich jetzt... nein, ich habe sowieso gewonnen. Sie hat verloren, denn auf ihr lastet die Wahrheit über den, an den sie geglaubt hat. O ja, sie hat an mich geglaubt. Sie hat es selbst gesagt: Wenn ich nur nicht eifersüchtig bin, dann weiß ich, dass ich mich auf dich verlassen kann. Der Mund kann vielleicht lügen, aber die Augen nicht. Ich glaube an dich. Auch diesmal hätte sie an mich geglaubt. Sie hätte an mich geglaubt, bis ich vor lauter Lügen und Selbsthass verrottet wäre.

Er fühlte sich ruhiger. Er konnte es sich leisten, auf ihre Antwort zu warten. Zum ersten Mal seit vielen Jahren war

ihre Ehe auf Wahrheit gebaut, und das war eine Befreiung. Er konnte es sich leisten zu warten.

Wie dumm, dass ich nicht früher eingesehen habe, wie meine Notlügen alles nur hinausschoben, dachte er. Tief innen wusste ich ja, dass die Wahrheit irgendwann an den Tag kommen würde. Ja, ich wusste es, denn ganz eigentlich wollte ich die Wahrheit. Jedes Mal, wenn ich log, wusste ich es, spürte ich in mir, wenn das so weitergeht, frisst die Lüge mich von innen auf. Trotzdem machte ich weiter. Bald hätte es keinen Weg zurück mehr gegeben. Bald hätten so viele Lügen in mir gegessen, dass ich gar nicht mehr auf die Idee gekommen wäre zu tun, was ich eben getan habe.

Er hatte am Fenster gestanden und hinausgesehen. Da spürte er eine Hand auf der Schulter. Er drehte sich um und sah ihr in die Augen. Sie strich ihm durchs Haar. Sagte nichts. Strich ihm weiter durchs Haar, während sie ihn ansah. Er konnte nicht anders, er legte ihr die Hände auf die Schultern. Sie zog sein Gesicht zu sich herab und küsste ihn. Er dachte, jetzt erobert sie den Gewinner durch einen Kuss, aber er brachte es nicht über sich, hartherzig zu ihr zu sein. Er ließ sich küssen, er küsste sie und dachte, die Versöhnung ist die weibliche Form des Sieges.

»Lass uns unseren Streit vergessen«, sagte sie. Er antwortete nicht, denn was sollte dann mit all dem sein, das dem Streit vorausgegangen war?

»Ich liebe dich«, sagte sie, »und ich habe keine Sekunde daran geglaubt, dass diese Geschichte, die du mir da erzählt hast, wahr ist. Nein, unterbrich mich bitte nicht. Wie könnte ich sie auch glauben? Wenn es stimmen würde, was wäre dann zwischen uns? Du liebst mich doch, oder nicht? Liebst du mich nicht, Sverre?«

»Doch.«

»Da siehst du es! Du wolltest mich prüfen. Siehst du jetzt,

dass ich an dich glaube? Begreifst du nicht, wenn es hart auf hart kommt, glaube ich an dich. Das habe ich immer getan. Sonst hätte das Leben keinen Sinn.«

»Aber die Geschichte, die ich ...«

»Du brauchst nicht zu behaupten, das sei eine Lüge gewesen, das war mir die ganze Zeit klar. Ach, Sverre! Wenn du mich nicht lieben würdest, hättest du nicht gelogen, oder etwa doch? Du hast gelogen, um herauszufinden, ob ich an dich glaube. So kann nur derjenige handeln, der mich liebt. Oh, Liebster, wir wollen nie wieder streiten, ja? Wir wollen einander glauben, nicht wahr, Sverre?«

»Ja. Lass uns das alles vergessen. Es soll alles sein wie zuvor.«

Sie zog ihn mit sich zum Sofa. Und ja, alles war ganz genau wie zuvor.

Doch abends, im Bett, sagte sie:

»Was, wenn ich dich nicht durchschaut hätte. Was, wenn ich dir diese Geschichte abgenommen hätte.«

»Ja«, sagte er.

»Aber ich kenne dich zu gut. Ich kann es dir an den Augen ansehen, wenn du lügst. Dein Mund kann vielleicht lügen, aber deine Augen nicht.«

Jetzt bringe ich dich immer bis nach Hause

»UND DEINE HAUSAUFGABEN machst du auch nicht ordentlich. Rennst einfach weg, sobald du das Essen verschlungen hast. Was treibst du außerdem im Wald?«

»Ich gehe spazieren, hab ich doch gesagt.«

»Schaust in die Bäume und lauschst den Vögeln?«

»Ist das jetzt vielleicht auch verkehrt?«

»Bist du sicher, dass du nichts anderes tust?«

»Was sollte ich sonst tun?«

»Das musst du selber wissen. Außerdem solltest du dich nicht so absondern. Davon wirst du noch ganz komisch.«

»Dann werde ich eben komisch!«

»In dem Ton sprichst du nicht mit deiner Mutter!«

»Dann werde ich eben komisch!«

»Na gut!« Sie kam auf ihn zu. Er stand ganz still. Sie schlug ihm mit der flachen Hand auf die Wange. Er rührte sich nicht.

»Wenn du noch einmal schlägst, fluche ich«, sagte er.

»Das tust du nicht!«, sagte sie und schlug ihm noch einmal auf dieselbe Wange.

»Verdammte Scheiße«, sagte er. »Verdammte, verkackte Scheiße.« Er sagte es so ruhig, wie er konnte. Dann spürte er die Tränen kommen, Tränen der Wut, er drehte sich um und lief aus der Tür. Auch als er auf der Straße war, lief er noch weiter. Nicht, weil er es eilig gehabt hätte, sondern weil die

Wut auch etwas mit seinen Beinen zu tun hatte. Verdammte, verkackte Scheiße, dachte er beim Laufen.

Erst als die Häuser hinter ihm und Wald und Felder vor ihm lagen, verlangsamte er das Tempo. Er schaute auf die Armbanduhr, die er zu seinem sechzehnten Geburtstag bekommen hatte, er hatte genügend Zeit. Er dachte, wenn ich verrückt werde, dann geschieht ihr das ganz recht. Irgendwann sage ich ihr das auch. Ich werde sagen: Wenn ich verrückt werde, dann geschieht dir das recht, denn du verstehst überhaupt nichts. Du maulst immer nur und verstehst nichts.

Er folgte dem Weg tiefer in den Wald. Die Sonne schien schräg zwischen den Stämmen hindurch. Er sah es und dachte, eigentlich ist es im Wald ebenso schön, wenn die Sonne nicht scheint. Am schönsten ist es bei Regen. Er spürte ein leichtes freudiges Kitzeln, denn das hatte er noch nie gedacht. Die Sonne verfügt über die Fähigkeit zu betrügen, dachte er, und er nahm ein Notizbuch aus der Hosentasche. Zwischen den Seiten lag ein Bleistiftstummel, er blieb stehen und schrieb: Die Sonne verfügt über die Fähigkeit zu betrügen. Jetzt erinnere ich mich daran, dachte er, steckte das Notizbuch zurück in die Tasche und war froh. Einfach nur froh.

Er gelangte an sein Ziel, setzte sich auf einen Stein und dachte, wenn sie heute nicht kommt, dann nicht, weil ich Mutter angelogen habe. Und auch nicht, weil ich beschlossen habe zu tun, was ich mich noch nie getraut habe. Wenn sie nicht kommt, dann, weil sie etwas zu erledigen hat und nicht kommen kann.

Er zog das Notizbuch wieder hervor, schlug es auf und las sich selbst laut seine Gedanken vor, die er im Laufe des Tages notiert hatte. »Wie wollüstiges Schmatzen stiegen ihre Gebete zu einem eingebildeten Gott empor.« »Ein Nur-für-die-Lust-Haus.« »Ihre Beine gehen über dem Rocksäum weiter.« Lächelnd schlug er das Buch zu. Irgendwann, dachte er, irgendwann...

Dann kam sie. Sie lief, mal hell und mal dunkel, je nachdem, ob Schatten oder Sonnenlicht auf sie fielen. Sie trug eine gelbe Bluse und lange braune Hosen.

»Wie schön, dass du kommst«, sagte er, und sie setzte sich neben ihn.

»Klar komme ich«, sagte sie. »Ich komme immer. Hast du mich heute vermisst?«

»Ja.«

»Ich bin fast die ganze Strecke gerannt.«

Er legte ihr die Hand auf die Schulter. Sie drehte ihm das Gesicht zu, und ihre grauen Augen lächelten, bevor sie sie schloss. Sie macht es mir leicht, dachte er und küsste sie.

»Jetzt gehen wir dahin, wo wir gestern waren«, sagte er.

»Und was machen wir da?«, lächelte sie.

»Mal schauen.«

»Sag, was wir machen.«

»Dasselbe wie gestern.«

»Schön.«

Sie folgten dem Weg tiefer in den Wald hinein. Sie hielten einander an den Händen, und als sie in das Heidekraut abbogen, sagte sie, im Deutschunterricht heute habe ich gedacht, wie alt man ist, wird nicht nur von der Anzahl der Jahre bestimmt. Nein, sagte er. Und dann habe ich gedacht, ich will dir sagen, es ist dumm, dass du denkst, du wärst jünger als ich, denn in Wirklichkeit bist du viel älter. Das habe ich nicht bemerkt, sagte er. Ich dachte nur, ich will dir das sagen, sagte sie. Ja, klar, sagte er und dachte, damit will sie es mir sicherlich leichter machen. Das bedeutet, dass es überhaupt nicht schwierig wird, denn dann wollen wir beide dasselbe. Er drückte ihre Hand leicht, sie sah ihn an, ihr Mund und ihre Augen lächelten.

Sie kamen an die Stelle, wo sie tags zuvor nebeneinander gelegen hatten. Sie setzten sich einander gegenüber, und ohne sie anzusehen, sagte er, als ich gestern nach Hause gekommen

bin, habe ich ein Gedicht geschrieben. Lies es mir vor, sagte sie. Ich weiß nicht, ob es gut ist, sagte er. Trotzdem. Ja, sagte er, wenn ich mich daran erinnern kann. Er konnte sie nicht ansehen.

Es ist Sommer, flüsterte sie,
Sommer –
sie legte sich ins Heidekraut
und ließ den Sommer leben.

Ich küsste ihre Augen schwarz
und sie sprach wunderliche Worte
von vergänglichen Augenblicken
und welkenden Schwertlilien
vom geflügelten Pferd,
das sich die Flügel verbrennt,
wenn es der Sonne zu nahe kommt.

Dann wischte sie die Worte weg
mit sonnenwarmen Küssen
– und der Sommer lebte.

Sie legte sich auf den Rücken, und er merkte, dass sie ihn ansah. Das ist ein ganz besonderes Gedicht, sagte sie, und die Art, wie sie es sagte, machte ihn froh. Gefällt es dir?, fragte er. Komm her, dann antworte ich, sagte sie. Er legte sich auf die Seite, die eine Hand auf ihrer Schulter, den Unterarm auf ihrer Brust. Ich bewundere dich, sagte sie. Sie sah ihn an, während sie das sagte, und er konnte gar nicht verstehen, wie sie etwas so Großes sagen und ihm dabei in die Augen sehen konnte. Er ließ seine Hand auf ihre Brust wandern, und sie sagte, aber darum darfst du noch lange nicht meine Bluse zerknittern. Nein, sagte er und knöpfte sie auf.

»Kannst du dich nie satt sehen?«, fragte sie.

»Ich habe diese Bluse noch nie aufgeknöpft.«

»Sie ist neu.«

»Sie hat mehr Knöpfe als alle anderen.«

Er knöpfte die Bluse ganz auf. Er fasste sie bei den Schultern und hob sie hoch, sodass er die Hand auf ihren Rücken führen konnte. Er löste den BH und sagte, jetzt ziehe ich dir die Bluse aus. Sie lächelte nur. Er zog ihr Bluse und BH aus, ihre Brüste fielen ein wenig herab, aber nicht viel. Er hatte das Gefühl, als gebe es jetzt keine Schwierigkeiten mehr. Jetzt konnte er ihr auch wieder in die Augen sehen. Und, bist du jetzt froh?, fragte sie. Ja, sagte er und dachte, ich glaube, nichts könnte mich froher machen. Aber da ist noch was, ich muss es versuchen.

»Ich will dich ganz ausziehen«, sagte er. Er sah ihr in die Augen.

»Das darfst du nicht«, sagte sie.

»Warum nicht?«

»Du darfst einfach nicht.«

»Ich will dir nichts tun.«

»Das kannst du vorher nicht sagen.«

»Ich muss dich ausziehen«, sagte er. »Wenn ich das jetzt nicht mache, mache ich es später, und dann wird es nicht leichter. Wenn du sagst, ich darf es nicht, tust du mir weh, denn jetzt habe ich eine Woche lang jeden Tag nachgegeben, und es wird für mich jeden Tag schlimmer.«

»Küss mich«, sagte sie, und während er sie küsste, öffnete er den Reißverschluss ihrer braunen Hose. Ich muss, dachte er, es ist das einzig Richtige. Er küsste sie ununterbrochen, während er versuchte, ihr die Hosen von der Hüfte zu ziehen. Sie wand sich unter ihm, er löste seine Lippen von ihren und sah ihr in die Augen.

»Ich werde dir nicht wehtun«, sagte er. »Wenn du willst, verspreche ich, nur zu schauen.«

Er zog ihr die Hose von der Hüfte, und sie tat nichts, um ihn daran zu hindern.

»Sag, dass du mich liebst«, sagte sie.

»Ich liebe dich«, sagte er.

Sie lächelte.

»Findest du, es sieht hübsch aus?«

»Ja. Viel hübscher als auf Gemälden oder Statuen.«

»Ich war nur schüchtern«, sagte sie. »Darum.«

»Ja«, sagte er.

»Jetzt bin ich nicht mehr schüchtern.«

»Ich auch nicht.«

»Du darfst mich gern anfassen.«

Er ließ die Hand über ihren Bauch und zwischen ihre Beine wandern.

»Küss mich«, sagte sie, und während er sie küsste, knöpfte sie seine Hose auf, befreite ihn und führte ihn. Es war seltsam und warm und gut. Vorsichtig, sagte sie, und er lag ganz still. Er dachte, jetzt schlafe ich mit ihr. Das ist der beste Tag in meinem ganzen Leben, und von jetzt an werden alle Tage die besten sein, denn jetzt weiß ich, was das Beste ist.

»Vorsichtig«, sagte sie.

»Ja«, sagte er. »Ich bin ganz vorsichtig. Ich will dir nicht wehtun.«

»Ist es gut?«, fragte sie.

»Ja.«

»Auch, wenn du einfach nur ganz stillliegst?«

»Ja«, sagt er, ein wenig verwundert. »Genau danach habe ich mich gesehnt.«

»Ich mich auch.«

»Ich glaube, ich werde mich nie wieder nach etwas sehnen, das ich nicht kenne.«

»Aber nach mir wirst du dich sehnen?«, fragte sie.

»Ja«, sagte er. »Nach dir und nach dem hier.«

»Findest du es brutal, wenn ich sage, dass ich friere?« Sie lächelte zu ihm hinauf.

»Nein«, sagte er und glitt vorsichtig aus ihr heraus. Er legte sich im Heidekraut auf den Rücken und blickte in die Bäume hinauf. Sie waren nicht mehr nur grün, und er dachte, bald ist es Herbst und Winter.

»Was machen wir bloß im Winter?«, fragte er.

»Denk nicht daran. Das ist noch lange hin.«

»Ja«, sagte er, aber musste weiter daran denken. Er sah sie an, und sie hatte sich alles wieder angezogen, außer der Bluse.

»Soll ich sie zuknöpfen?«, fragte er. Sie nickte. Er zählte die Knöpfe. Elf. Sie standen auf und gingen zum Weg zurück. Sie sagte, jetzt brauchen wir nie wieder schüchtern zu sein. Nein, sagte er. Sie kamen zum Weg, sie hielten einander bei den Händen. Woran denkst du?, fragte sie. An nichts Besonderes. Doch, sagte sie. Sag es mir. Er sagte, du findest es sicher komisch, dass ich einfach nur stillgelegen habe, sagte er. Das machen sicher alle beim ersten Mal, sagte sie. Er sah sie an, und es schien ihr nicht peinlich zu sein. Außerdem habe ich dich ja darum gebeten, sagte sie. Darum hast du es gemacht. Nein, dachte er, nicht darum. Ich weiß nicht, warum ich es getan habe, aber nicht darum.

»Ich glaube nicht, dass alle es so machen«, sagte er.

»Denk nicht daran«, sagte sie.

»Ich muss aber daran denken.«

»Es hat genauso sehr an mir gelegen wie an dir, ich habe dich darum gebeten, weil ich Angst hatte.«

»So einfach ist es nicht«, sagte er, »denn ich wollte gern, dass es genau so war.«

»Es war so, weil du auch Angst hattest.«

»Ich hatte keine Angst.«

»Vielleicht hattest du Angst, ohne es zu wissen. Das ist oft so.«

»Ja«, sagte er.

Sie waren aus dem Wald herausgekommen, und keiner der beiden konnte sich vorstellen, dass sie jeder allein nach Hause gehen würden wie bisher immer.

»Ich bringe dich nach Hause«, sagte er.

»Findest du das klug?«

»Ja«, sagte er, »jetzt bringe ich dich immer bis nach Hause.«

Der Einbruch

ICH KLOPFTE AN DIE TÜR, und sie rief »Herein«. Sie saß rauchend auf dem Bett. Ich ging zu ihr hin und nahm ihren Kopf zwischen die Hände. Als ich sie küssen wollte, drehte sie das Gesicht weg und sagte, sie hätte sich die Zähne noch nicht geputzt. Stimmt irgendwas nicht?, fragte ich. Das kann gut sein, sagte sie. Ich fragte, ob ich etwas für sie tun könne. Sie nahm einen Zug von der Zigarette und blies Rauchkringel. Sie sagte, das kann ich mir unmöglich vorstellen. Dann nicht, sagte ich und setzte mich an den Tisch. Sie drückte die Zigarette im Aschenbecher aus und sagte, wenn du es wirklich wissen willst, ich brauche Geld. Wie viel?, fragte ich. Ziemlich viel, sagte sie. Mehr, als du mir geben kannst. Ich stand auf und ging zum Fenster. Vor dem Tresen des Milchladens auf der anderen Seite standen viele Leute. Ich sagte, es tut mir leid, dass es immer wieder etwas gibt, wo ich dir nicht helfen kann. Sie antwortete nicht, und als ich mich zu ihr umdrehte, lag sie auf dem Bett, die Hände im Nacken verschränkt. Ich sagte dasselbe noch einmal, in einem anderen Tonfall. Leid tun kostet nichts, sagte sie. Ich hatte dich damit nicht bezahlen wollen, sagte ich. Dann gab es eine ziemlich lange Pause. Ich sah sie an. Es lohnte sich, sie anzusehen. Sie war rundum schön. Ich wartete, dass sie etwas sagte, aber als sie es nicht tat, sagte ich, du weißt, ich würde alles tun, was ich kann, um dir zu helfen. Entschuldige, sagte sie, das war nicht nett von

mir. Du bist außer dir, sagte ich. Ja, sagte sie. Ich fragte, wie viel sie brauchte.

»Nachts liege ich wach und denke, wie schön alles wäre, wenn ich nicht so arm wäre«, sagte sie.

»Ich verstehe.«

»Ich bin schön, oder?«

»O ja. Du bist schön, und ich verstehe, was du meinst.«

»Ich brauche mehr als nur Liebe und Zärtlichkeiten.«

»Du brauchst nicht mehr zu sagen.«

»Was die Sache allerdings schwierig macht, ist, ich liebe dich.«

»Tausend Dank.«

»Du weißt, dass das stimmt.«

»Es tut mir leid, wenn es dir die Sache schwierig macht, dass du mich liebst und ich deine Liebe mit nichts anderem entgelten kann als meiner Liebe und dass das nicht genügt.«

»Bitte sage nicht mehr, dass es dir leidtut. Bitte entschuldige dich nicht dafür, dass es dich gibt.«

Ich ging wieder zum Fenster. Ich öffnete es, aus einem Fenster im Nachbarhaus kam Musik. Ich überlegte, was ich tun sollte. Ich erwog vieles, fand aber keine Lösung. Dann überlegte ich, was ich tun würde, wenn sie mich verließ. Ich zählte innerlich auf, was ich nicht tun konnte, um sie zu halten. Das Bett knarrte. Ich hörte, dass sie ein Streichholz anriss. Dann stand sie auf und kam näher. Sie blieb dicht hinter mir stehen und sagte in meinen Nacken und mein Haar, es ist nicht so, dass ich dich nicht brauchen würde. Ich brauche dich, aber ich brauche auch sonst noch etwas. Ich sagte nichts, sie lehnte sich an meinen Rücken und umarmte meinen Hals. Sag, woran du denkst, sagte sie. Ich denke, du machst es dir selber schwer. Sie verstand es nicht. Ich sagte, wenn du deine Gefühle für mich loswerden willst, dann ist das hier die falsche Methode. Sie verstand immer noch nicht. Sie schmiegte

sich an meinen Rücken, ich drehte mich um und küsste sie. Sie hatte nichts dagegen. Sie hatte gegen überhaupt nichts etwas, aber plötzlich drang Gelächter durch das offene Fenster, und als ich nachschaute, standen auf dem Gehweg gegenüber zwei Jungs und stießen sich gegenseitig grinsend an. Ich machte das Fenster zu, sie ging zum Tisch, setzte sich darauf und baumelte mit den Beinen. Ich ging nicht zu ihr hin. Ich sah sie an und dachte, es wäre schlimm, wenn ich nicht alles tun könnte, um sie zu halten. Gleich darauf wusste ich, dass ich es doch konnte. Ich dachte an die Dinge, an die ich eben gedacht hatte, und ich sagte, ich werde es schon schaffen. Was wirst du schaffen?, fragte sie. Dir mehr zu geben als nur Liebe und Zärtlichkeiten. Sie hielt die Beine still und ließ die Hand mit der Zigarette auf die Tischplatte sinken. Geld und schöne Kleider, sagte ich. Ich weiß, du meinst es gut, sagte sie, aber versprich nichts, das du nicht halten kannst. Nein, sagte ich. Ich ging zu ihr und küsste ihr gesamtes Gesicht, sie glitt vom Tisch und drückte ihren Körper an meinen, und wir wollten es beide, und niemand lachte mehr vor dem Fenster.

Als ich sie eine Weile später verließ, hatte sie mir meine Idee entlockt. Erst hatte sie Nein gesagt. Immer wieder hatte sie Nein gesagt, bis ihr aufging, dass ich es entweder tun oder sie verlassen musste und dass es darum alles zu gewinnen und nichts zu verlieren gab.

Als ich ins Stadtzentrum kam, kaufte ich in einem Laden einen Glasschneider. Als ich weiterging, das Werkzeug in der Tasche, fühlte ich mich prächtig. Ich erwog die Chancen sorgfältig. Später am Nachmittag aß ich etwas in einem teuren Restaurant. Dazu bestellte ich Rotwein. Nach einigem Nachdenken kam ich zu dem Schluss, dass die Chancen hundert zu eins standen. Ich bestellte noch ein Glas Wein, ein fünf Mann starkes Orchester baute sich auf dem Podium auf und spielte die Zwischenaktmusik aus *Rosamunde*. Es war nicht so laut,

dass es gestört hätte. Der Kellner brachte die Rechnung, ich hatte mehr als die Hälfte meines Geldes verzechet.

Als ich in mein möbliertes Zimmer zurückkam, legte ich mich auf das Bett. Wein und Wärme hatten mich schläfrig gemacht, ich hatte nichts dagegen, ein wenig zu schlafen. Innerlich war ich ziemlich angespannt, so sehr, dass ich keinen Schlaf fand. Ich verfolgte, wie der Schatten an dem Haus auf der anderen Seite des Hofes immer höher stieg. Als die Sonne weg war, stand ich auf. Ich fühlte mich nicht mehr so prächtig. Ich spürte so etwas wie Reisefieber. Aus einer Schublade nahm ich ein Spiel Karten und legte eine Patience. Ich beschloss, zehnmal die Königspatience zu legen, das würde mindestens eine Viertelstunde dauern. Sie ging nie auf. Ich behielt mindestens sieben Karten zurück. Ich legte das Spiel zurück in die Schublade und nahm den Glasschneider aus der Tasche. Ich hatte nicht die Ruhe, noch länger zu warten.

Ich wanderte quer durch die Stadt. Als ich in die Villengegend kam, hatte die Dämmerung eingesetzt. Ich hielt Ausschau nach Häusern, die etwas zurückgesetzt lagen und deren Fenster dunkel waren. Eines war von einem ziemlich großen Garten umgeben. Mittelgroße Bäume standen daneben. Ich schob das Tor auf und ging hinein. Der Weg zum Haus hinauf war mit Kies bedeckt, also sprang ich über ein Blumenbeet auf den Rasen unter den Bäumen. Auf der Rückseite des Hauses lag eine Veranda, sämtliche Fenster waren dunkel. Ich ging auf die Veranda und probierte, ob die Tür geöffnet war. Dann nahm ich den Glasschneider hervor und schnitt ein kleines Loch ganz unten in die Scheibe. Als ich den Ausschnitt nach innen stieß, klirrte es nur leise. Dann schnitt ich ein größeres Stück aus, groß genug, dass meine Hand und mein Arm hindurchpassten. Der Schlüssel steckte innen, ich drehte ihn herum. Undeutlich erkannte ich die Umrisse von drei Sesseln, einem Wohnzimmerisch und zwei Bücherregalen. In einem davon befanden

sich zwei Türen. Ich öffnete sie und riss darin ein Streichholz an, er enthielt aber nichts außer Fotoalben und einer großen Bibel in Bildern. Ich blies die Flamme aus und öffnete die Tür zu einem Nebenraum, in dem sich aber nichts Interessantes befand. Dann durchsuchte ich rasch sämtliche Räume im Erdgeschoss. Allmählich geriet ich in Panik und fluchte innerlich. Ich lief in den ersten Stock und kam in ein Zimmer, dessen Wände voller Bücher standen, mitten darin ein Schreibtisch. Dessen Schubladen waren verschlossen, also räumte ich die Tischplatte ab und trat von unten so oft dagegen, bis sie sich löste. Dann ließ ich die Rollos herab und machte Licht. Briefumschläge, Sparbücher, eine Brieftasche mit einem Faden darum herum. Sie war voller Geldscheine. In einer Schachtel ein Schmuckstück mit einem grünen Stein. Ich steckte Brieftasche und Schachtel in die Tasche, löschte das Licht und ging. Da hörte ich Schritte auf dem Kies und lief rasch zum Flurfester. Nichts zu sehen. Als ich ins Erdgeschoss kam, hörte ich die Schritte wieder. Ich verließ das Haus und trat auf den Rasen unter den Bäumen hinaus. Niemand war im Garten zu sehen, im Haus wurde kein Licht gemacht. Ich ging um das Haus herum und zum Tor hinaus. Im gemächlichen Tempo eines Abendspaziergangs zurück ins Stadtzentrum zu gehen, zerrte an meinen Nerven. Aber so hatte ich viel Zeit zum Nachdenken. Ich dachte an das, was mich zu der eben begangenen Tat bewogen hatte, und etwas klärte sich in mir. Schließlich dachte ich, eine kleine Stärkung wäre jetzt nicht schlecht, und betrat ein Restaurant, in dem nur noch wenige Tische frei waren. Ich ließ mir von einem rothaarigen Kellner mit etwas unheimlichen Augen Bier und Cognac bringen. Als ich ein wenig getrunken hatte, ging ich auf die Toilette. Dort löste ich den Faden von der Brieftasche und tat ihn in die Uhrentasche meiner Jacke. Dann nahm ich einige Geldscheine heraus und steckte sie in die Innentasche. Als ich zu meinem Tisch zurück-

ging, rief jemand meinen Namen. Ich blieb sofort stehen und wartete kurz. Ich drehte mich um, es war bloß Theo. Ja hallo, sagte er, du hier? Ich habe ein Bild verkauft, sagte ich. Glückwunsch, sagte er. Ich blickte auf die junge Frau, die neben ihm saß. Ja, ebenfalls, sagte ich. Sie hieß Elisabeth Wilde und war die Hübscheste, die ich jemals in Theos Gesellschaft gesehen hatte.

»Dann kannst du dich ja freuen«, sagte Theo.

»Ja«, sagte ich.

»Wollen Sie sich nicht zu uns setzen?«, fragte die junge Frau.

»Ich will nicht stören.«

»Bist du allein?«

»Ja.«

»Sie stören nicht«, sagte die Frau. Ich sah Theo an, er nickte lächelnd. Einen Moment, sagte ich, ging zu meinem Tisch, winkte dem Kellner und sagte, ich setze mich nach dort drüben. Er fragte, wo, es war außerhalb seines Bereichs, sagte er und bat mich, freundlicherweise zu zahlen. Er bekam, was er verlangte, und ich ging hinüber zu Theo und der jungen Frau. Sie lächelte, Theo sagte, es sei wahnsinnig nett von mir, ihnen Gesellschaft zu leisten.

»Prost«, sagte ich.

»Prost.«

Ich leerte beide Gläser und hielt nach dem Kellner Ausschau.

»Welches Bild war das?«, fragte Theo.

»Du kennst es nicht.«

»Ein neues?«

»Ja.«

»Wie viel hast du dafür bekommen?«

»Genug, dass ich eine Runde ausgeben kann, falls du das meinst.«

»Danke für das Angebot«, grinste er und winkte dem Kellner. Ich bestellte, und die junge Frau tat so, als ob sie verlegen wäre. Sie fragte, ob wir einander gut kennen würden, und Theo sagte, gut genug, um zu wissen, wie sensationell es ist, dass er Geld hat. Sie war ziemlich entrüstet und sagte, das ist kein bisschen komisch, Theo. Findest du?, fragte er, und der Kellner brachte unsere Getränke. Eine Weile sagten wir nichts. Theo grinste in sein Glas. Die junge Frau hob ihres, sah mich an und sagte Danke statt Prost. Prost, sagte ich. Theo hob sein Glas und sagte, du siehst nicht so aus, als ob du gerade ein Bild verkauft hättest.

»Wie meinst du das?«, fragte ich.

»Ist das so schwierig zu verstehen?«

»Glaubst du mir nicht?«

»Doch, doch, gern.«

»Also?«

»Was fehlt dir?«

»Nichts«, sagte ich. Ich setzte ein Lächeln auf. »Nichts, außer, dass ich noch nicht genug getrunken habe.«

»Prost«, sagte die junge Frau.

»Prost!«

Theo winkte den Kellner heran und bestellte nach.

»Du wirkst ziemlich nervös«, sagte er.

»Ach, komm, Theo«, sagte sie.

»Ja, aber stimmt doch?«

»Ich bin okay«, sagte ich. »Ich habe ein Bild verkauft, ich habe überhaupt keinen Grund, nervös zu sein.«

»Wie du meinst«, sagte er. »Ich habe zwar Augen im Kopf, aber wenn du meinst.«

»Theo hat zu viel getrunken«, sagte die junge Frau.

»Das kommt in den besten Familien vor«, sagte ich.

»Ich habe jedenfalls noch nicht genug getrunken, um nicht zu bemerken, dass ihr beide auf einer Wellenlänge seid.«

»Glückwunsch«, sagte ich.

»Können wir vielleicht über etwas anderes reden«, sagte die junge Frau.

Eine Weile sagten wir nichts. Dabei wäre es ein gutes Thema gewesen. Der Kellner brachte Cognac, und wir tranken, ohne uns zuzuprosten. Ich beobachtete die Paare auf der Tanzfläche, und Theo fragte, was aus Lucy geworden sei. Ich weiß nicht, sagte ich. Ist es aus?, fragte er. Ich weiß nicht, sagte ich, und er hielt das offensichtlich für einen Witz, denn er lachte, und ich sagte, das sollte kein Witz sein. Er lachte ziemlich indiskret, und die junge Frau schaute hilflos drein. Darauf müssen wir noch einen trinken, sagte er und winkte dem Kellner. Als der wieder weg war, fragte sie, was für einen Witz es hätte, über etwas zu lachen, das nicht zum Lachen sei. Nein, sagte er und lachte weiter. Sie schaute mich mitfühlend an, und ich hatte genug getrunken, um das zu schätzen zu wissen. Sie ist in Ordnung, sagte ich, aber sie braucht etwas anderes als Liebe. Sie möchte Schmuck und schöne Kleider und Geld, und das kann ich ihr nicht bieten. Das alte Lied, sagte Theo. Ja, sagte ich. Ich habe das schon mal erlebt – und die Frau damals sagte genau dasselbe. Eines Vormittags, als ich sie besuchte. Mir war gleich klar, dass etwas nicht stimmte. Ich fragte sie, ob ich ihr irgendwie helfen könnte, und sie sagte Nein, ich glaube nicht, dass du das kannst. Ich war ziemlich wild auf sie und bohrte nach, bis sie sagte, sie brauche etwas anderes als Liebe und Zärtlichkeiten. Dann fragte sie, ob sie nicht schön sei, aber sie war schön, und ich sagte es ihr. Du bist schön, sagte ich, und sie sagte, ich liege nachts wach und stelle mir vor, wie schön es wäre, Geld zu haben. Eigenartig, aber sie war nie schöner als in dem Moment, wo sie das sagte, und ich dachte, ich würde alles nur Erdenkliche tun, um sie zu halten. Ich lebte damals in einer anderen Stadt, und abends ging ich in die Villengegend und schlug eine Fensterscheibe in einem Haus ein, dessen

Fenster alle dunkel waren, und in einer Anrichte im Wohnzimmer fand ich einen Umschlag mit einem dicken Bindfaden darum herum, und darin Geld.

»Viel?«, fragte Theo.

»Ziemlich viel.«

»Und wie ging es aus?«

»Was meinst du?«

»Hat sie es herausbekommen?«

»Ich hatte es ihr vorher erzählt.«

»Und sie hat da mitgemacht?«, fragte die junge Frau.

»Ja.«

»Dann sei froh, dass mit der Schluss ist«, sagte Theo.

»Ja«, sagt die junge Frau.

»Es ist viele Jahre her«, sagte ich.

»Sie hat dich nicht so geliebt wie andere Dinge«, sagte Theo.

»Bist du da sicher?«, fragte ich.

»Ganz sicher«, sagte er.

»Ich habe mir darüber den Kopf zerbrochen.«

»Darüber brauchst du dir nicht den Kopf zu zerbrechen.«

»Woher willst du das wissen, du kennst sie kaum.«

»Ich kenne sie?«

»Nein.«

»Jedenfalls ist sie es nicht wert, dass du ihr nachtrauerst, so viel ist sicher.«

»Pass auf, was du sagst.« Ich stand auf.

»Ich sage, was ich denke«, sagte er.

»Bevor du es sagst, solltest du lieber zweimal nachdenken.«

»Du brauchst nicht die Gefühle anderer Leute zu verletzen«, sagte die junge Frau.

»Hier.« Ich legte ein paar Geldscheine auf den Tisch. Theo schaute verwirrt. Ich nickte der Frau zu und ging. Ich ging schnell, und als ich ankam, war ich schweißnass. Ich klopfte

an. Keine Antwort. Ich fasste an die Tür, sie war abgesperrt. Ich ging wieder auf die Straße. Es war fast elf. Ich ging rauchend auf dem Bürgersteig hin und her. Jedes Mal, wenn jemand kam, der Lucy hätte sein können, versteckte ich mich in einem Eingang. Um halb zwölf kam sie. Mit einem Mann. Ich stand in dem Eingang und sah, wie sie sich küssten. Das war nicht unbedingt ein Vergnügen, ich ging hinüber und sagte, du verdammte Schlampe. Sie belieben, fragte der Mann. Du hast dich sicher vergewissert, dass er Geld hat, sagte ich. Passen Sie auf, was Sie sagen, sagte der Mann. Sie verschwinden, wenn Sie klug sind, sagte ich. Jetzt gehen Sie aber zu weit, sagte er. Hau ab, sagte ich. Er fragte, ob mir bewusst sei, mit wem ich redete, und ich verpasste ihm einen Fausthieb ins Gesicht. Er schwankte, und Lucy griff meinen Arm, um mich zurückzuhalten. Ich drehte völlig durch, schob sie zur Seite und ging auf den Mann los. Er wollte sich wehren, aber er hatte keine Chance. Er spuckte Blut, und Lucy schrie. Ich schlug zu, bis er sich vor meinen Füßen auf dem Bürgersteig zusammenrollte. Leute kamen gerannt. Ich tat nichts, um noch wegzukommen. Einige Männer umringten mich. Lucy konnte ich nirgends sehen. Verdammt, was für ein Schläger, sagte ein Mann, der sich nur rasch eine Hose über den Schlafanzug gezogen hatte. Ich antwortete nicht. Von Weitem konnte ich die Sirenen von Polizei und Krankenwagen hören, und der Kreis um mich herum wurde enger. Als der Polizeiwagen anhielt, rief der Mann im Pyjama, hier ist er. Der Kreis öffnete sich, um den Beamten Platz zu machen, und der Mann sagte, wir haben ihn festhalten können. Ich wurde in das Auto gesetzt, neben einen Beamten, der mir eine Zigarette anbot. Es tat gut zu sitzen. Ich spürte nichts mehr als Müdigkeit. Der Beamte schaute mich an. Er wirkte freundlich.

»Kennen Sie ihn?«, fragte ich.

»Nein.«

»Kurz bevor ich ihn niederschlug, fragte er mich, ob ich weiß, mit wem ich rede.«

»Und, haben Sie es gewusst?«

»Er küsste gerade meine Freundin.«

»Das tut er sicher nicht so bald wieder.«

»Ich habe ihr vertraut. Noch heute Vormittag hat sie gesagt, sie kann ohne mich nicht leben.«

»So geht es.«

»Glauben Sie, das war nicht ehrlich?«

»Jedenfalls sagen viele das, ohne es ernst zu meinen.«

»Widerlich.«

»Vielleicht hat sie es ja ernst gemeint.«

»Wenn ich sie wiedersehe, wissen Sie, was ich dann sage?«

»Nein.«

»Ich werde sagen, danke, dass du mir dich und dein Bett fünf Monate lang zur Verfügung gestellt hast, und dann werfe ich ihr eine Hand voll Geldscheine auf den Tisch und sage, ich hoffe, ich darf wiederkommen, wenn ich es mir wieder einmal leisten kann.«

»Gewiss«, sagte der Beamte. Der Wagen hielt an, und wir wurden herausgelassen. Zwischen zwei Beamten ging ich über einen offenen Platz und dann eine Treppe mit ziemlich vielen Stufen hinauf.

Die Möwenküken

SIE RUDERTEN EINIGE SCHLÄGE, bevor sie Segel setzten. Es ging recht kräftiger Wind, und Paul sagte, es wäre zu gefährlich, das Großsegel zu hissen. Die Schot in der Hand, versuchte er, das Boot so hart am Wind zu halten, dass sie aus dem Sund kamen, ohne kreuzen zu müssen. Es gab ziemlich kräftige Windstöße, aber es war nicht nötig, Seil nachzugeben. Er befestigte die Schot an der Reling und beobachtete das Wasser genau, damit die Windstöße ihn nicht überraschten.

»Der Wind ist genau richtig!«, rief er der jungen Frau zu. Sie lag im Bug auf dem Rücken und blickte in den Himmel.

»Er wird aber stärker, wenn wir aus dem Sund hinauskommen«, sagte sie.

»Natürlich.«

So müsste es einem immer gehen, dachte er. Er nahm den Tabakbeutel aus der Hintertasche, klemmte die Ruderpinne zwischen Oberarm und Körper und versuchte, sich eine Zigarette zu rollen. Seine Finger waren feucht, das Papier zerriss. Er nahm ein neues. Es zerriss ebenfalls, und die junge Frau fragte, ob sie helfen solle. Er warf ihr den Tabakbeutel zu.

»Das ist ein schönes Leben so«, sagte er.

»So müsste es einem immer gehen.«

»Ja. Man sollte immer tun können, wozu man Lust hat.«

»Vor allem sollte man Geld haben. Ohne Geld kann man nicht tun, wozu man Lust hat.«

»Nein. Das ist das Blöde. Und um Geld zu bekommen, muss man etwas tun, wozu man keine Lust hat, und schon ist der halbe Witz weg.«

Sie waren jetzt in den Sund gelangt. Das Meer war ruhig. Draußen schäumte die See weiß. Sie hatten Gegenströmung, und die junge Frau legte ein Ruder aus. Als der Wind die Segel blähte, löste Paul die Schot. Der Wind war ziemlich kräftig, aber das Boot nahm nicht nennenswert viel Wasser über.

»Das ist spannend!«, rief sie.

»Gefällt es dir?«

»O ja.«

»Hast du keine Angst?«

»Schon. Das macht es ja spannend.«

»Kann sein. Ich habe über Inder gehört, die in einen zwanzig Meter tiefen Brunnen springen, und wenn sie mal damit anfangen, können sie nicht mehr aufhören. Wenn sie nicht jeden Tag etwas tun, das sie das Leben kosten könnte, dann finden sie, es ist kein Leben.«

»Da ist sicher was dran.«

»Glaubst du?«

»Ich weiß nicht. Es klingt, als ob da was dran sein könnte. Es muss doch aufregend sein zu wissen, dass man sozusagen immer wieder das eigene Leben rettet.« Paul hielt das Boot scharf am Wind. Das Seil schnitt ihm in die Hand. Er dachte, so ist es ja immer. Es geht einem vollkommen gut, abgesehen von diesem oder jenem. Er stellte den Fuß auf die Schot, damit er sie nicht mehr festzuhalten brauchte. Er schaute hinter sich, der Sund war schon weit entfernt.

»Wenn das Boot umschlägt, stehen unsere Chancen nicht besonders gut«, sagte er.

»Eins zu hundert.«

»Als ich sechzehn war, habe ich davon geträumt, in einem großen Wald zu sterben.«

»Ich habe nie davon geträumt, zu sterben.«

»Ich schon. Schöne Träume waren das. Niemand hatte mir etwas zuleide getan, und ich war nicht krank.«

»Du bist schon seltsam.«

»Ja. Alle sagen das. Findest du es blöd, dass ich so bin?«

»Nein.«

»Du bist auch seltsam.«

»Inwiefern?«

»Manchmal lachst du, obwohl es nichts zu lachen gibt. Als Vater von dem Eisenbahnglück in Italien erzählte, hast du gelacht. Ich finde, da gibt es nichts zu lachen. Und als er später am Abend fragte, ob du etwas von Hamsun gelesen hast, hast du auch gelacht.«

Unter einem Windstoß legte das Boot sich auf die Seite und nahm relativ viel Wasser über. Paul legte das Ruder stark um. Das Boot richtete sich auf, die Segel flatterten. Er hielt sich wieder hart am Wind und holte das Großsegel ein wenig dicht. Dann legte er das Ruder langsam zur entgegengesetzten Seite um, und das Boot schoss voran.

»Hast du Angst?«, rief er.

»Ich habe nicht geschrien, oder?«

»Man kann so viel Angst haben, dass man keinen Ton herausbekommt.«

»So viel Angst hatte ich nicht.«

»Wenn du willst, machen wir kehrt. Du entscheidest.«

»Ich will auf eine Insel.« Sie sah sich um. Dann deutete sie fast direkt voraus. »Da will ich anlegen«, sagte sie.

Es war eine ziemlich kleine Insel. Hier und dort wuchsen Krüppelkiefern. Sonst nichts als Felsen und Heidekraut. Als sie näher kamen, öffnete sich vor ihnen eine Bucht. Paul steuerte sie an, und die Segel flatterten, da der Wind plötzlich aus einer anderen Richtung kam. Die junge Frau richtete sich im Bug auf, die Fangleine in der Hand, fertig zum Sprung. Paul

wickelte das Segel um den Mast. Die junge Frau sprang, und er musste sich am Mast festhalten, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, als das Boot aufstieg. Dann sprang er ihr hinterher. Er musste stehen bleiben, bevor er sie erreichte, denn sie stand da, ihre blauen Augen auf ihn gerichtet, beide Arme über den Kopf erhoben, die Seilrolle in der einen Hand, und er wusste nicht, ob er schon jemals etwas so Schönes gesehen hatte.

»Ich möchte dich gern umarmen«, sagte er.

»Und ich möchte, dass du mich umarmst.«

Er umarmte sie. Er dachte, sie ist mehr wert als alle anderen. Sie ließ die Seilrolle los und legte ihm die Arme um den Hals, er schmiegte seine Wange an ihre, ihre Haut war angenehm kühl. Er dachte, sie ist mehr wert als alle anderen, und sie möchte es selbst. Ich möchte ihr niemals wehtun, dachte er und löste Arme und Hände langsam von ihr.

Er vertäute das Boot an einem spitzen, länglichen Stein, und sie liefen nebeneinander zur höchsten Stelle der Insel. Über ihnen glänzten Möwen in der Luft, sie schrien, stießen herab, stießen über ihren Köpfen ihre rauhen Schreie aus. Sie liefen weiter, ohne es zu merken. Plötzlich blieb die junge Frau stehen und gab einen kleinen Schrei von sich. Er sah sie an, in ihren Augen stand Angst. Sie streckte einen Arm nach ihm aus, er ergriff ihn. Sie starrte auf eine schmale Spalte im Fels direkt vor ihnen.

»Schau mal!«

»Ein Möwenküken!«

»Ich habe Angst.«

»Es ist nur ein Küken.«

»Ich hätte drauftreten können. Und hör mal, wie hässlich die Möwen schreien.«

»Sie haben um ihre Küken Angst.«

»Ich will hier weg. Ich habe Angst. Sie können uns verletzen.«

Er wollte sagen, nein, die können uns nichts tun, aber dann blickte er auf, und die Möwen kamen auf sie zugeschossen, eine nach der anderen. Die junge Frau schrie auf und hielt sich zum Schutz die Arme über den Kopf, denn wenn die Möwen aus dem Sonnenschein auftauchten, waren sie nur noch zwei, drei Meter entfernt. Sie drehten sich beide um und liefen los. Sie spürten, dass die Angst größer wurde, als sie wegrannten. Aber dann blieben die Schreie hinter ihnen zurück, er lächelte sie an und sagte, na, die waren aber sauer. Stell dir vor, ich wäre draufgetreten, sagte sie.

»Lass uns nicht mehr daran denken«, sagte er.

»Nein«, sagte sie.

»Komm, wir setzen uns hierhin, hier ist es windstill.«

»Dann kannst du mich gern noch einmal umarmen.«

Genau das wollte er gern. Er legte die Arme um sie und seine Wange an ihre. Sie nahm seinen Kopf zwischen die Hände, presste ihren Mund auf seinen und schob ihm die Zunge zwischen die Lippen. Er vergaß, dass er auch durch die Nase atmen konnte, und musste sich losreißen, denn er bekam keine Luft mehr.

»Liebst du mich?«, fragte sie, und ihre blauen Augen waren voller Ernst.

»Ja.«

»Sag etwas Schönes zu mir.«

»Du bist mehr wert als alle anderen.«

»Du bist süß, wenn du so die Stirn runzelst.«

»Wir wollten doch über dich reden.«

»Jetzt habe ich Lust, dass wir ein Feuer machen.« Sie stand auf. »Und zwar das größte Feuer, das jemals wer auf dieser Insel gemacht hat.«

Paul stand auf und lief zum Ufer hinunter. Zwischen den Steinen fand er trockenes, leichtes Treibholz. Er dachte, Lilly ist seltsam. Wenn sie etwas sagt, klingt es, als hätte sie noch

nie zuvor über diese Worte nachgedacht. Als würde sie intensiv über das, was sie denkt, nachdenken, aber hätte es noch nie zuvor gedacht. Er sammelte einen Arm voll Treibholz und brachte es zu einer kleinen erhöhten flachen Stelle zwanzig oder dreißig Meter landeinwärts. Er legte größere Steine zu einem Kreis aus. Das Mädchen kam mit einem großen Arm voll Heidekraut. Sie fragte, wozu die Steine gut sein sollten. Damit das Feuer sich nicht ausbreitet, sagte er. Raffiniert, sagte sie und legte das Heidekraut in den Kreis. Er platzierte das Treibholz darauf.

»Du«, sagte sie.

»Ja?

»Ich glaube, ich liebe dich mehr als du mich«, sagte sie. Er konnte nichts sagen. Er konnte nur denken, sie sieht tatsächlich so aus, als ob sie mich lieben würde. Er dachte es oft, und sie sagte, als wir uns umarmt haben, da habe ich gezittert. Du hast nicht gezittert. Es kann nichts damit zu tun haben, sagte er, denn ich bin einfach nur in dich verliebt. So geht es mir auch, sagte sie. Ich bin weder traurig noch müde noch glücklich noch sonst was, nur einfach in dich verliebt. Sie kam zu ihm, und er küsste sie so lange, wie sein Atem reichte, er spürte, dass sie zitterte. Danach bat sie darum, das Feuer anzünden zu dürfen. Er gab ihr die Streichhölzer, und es war nicht schwierig, das trockene Heidekraut zu entzünden. Sie setzten sich mit dem Rücken zum Wind. Darf ich?, fragte Paul und legte ihr den Kopf in den Schoß. Sie lächelte. Sie zwirbelte mit ihrem Zeigefinger in seinem Haar, und er blickte in die Wölkchen. Sie hatten Formen, die er noch nie gesehen hatte.

»Jetzt denke ich an etwas Merkwürdiges«, sagte sie.

»Ach ja?«

»Ja. Ich denke, wenn es nicht hell wäre, dann hätte ich weinen müssen, als du eben gesagt hast, dass du in mich verliebt bist. Ist das nicht merkwürdig?«

»Schon.«

»Als ob es bei Dunkelheit mehr bedeuten würde als im Hellen. Aber so ist es nicht, bei Sonnenschein ist es nur am schwierigsten, über so etwas zu reden, findest du nicht auch?«

»Schon.« Er schaute zu den Wölkchen hinauf. »Bei Sonnenschein hat man irgendwie so nackte Augen«, sagte er.

»Habe ich nackte Augen?«

»Nein, du nicht.«

Sie beugte sich zu ihm hinunter. Ihr Mund öffnete sich ein wenig, sie schloss die Augen schon, bevor sie ihn erreichte. Ihr Haar kitzelte ihn im Gesicht. Ihm war, als würde sich all das Besondere, das er in sich spürte, in seinen Fingerspitzen sammeln, und er drückte sie ihr in die Schulter. Er dachte, ich bin es, der dies tut. Sie reckte ihren Rücken ein wenig, aber nur so, dass er ihren heftigen Atem noch im Gesicht spüren konnte. Sie blickte auf sein Haar und sagte, wir lieben einander. Sie sagte es rasch, und er dachte, so etwas hat sie noch nie gesagt. Er schloss die Augen und dachte, sie gehört mir. Auf einmal rief sie seinen Namen, sein Griff um ihre Schultern löste sich, als sie den Rücken aufrichtete. Es brennt!, schrie sie, und er sprang auf. Flammen und Rauch schlugen aus dem Heidekraut außerhalb des Steinkreises empor. Er lief zur nächsten Kiefer, riss einen Zweig ab und ging damit auf die Flammen los. Es half nichts. Er wusste, dass es nichts half, machte aber weiter. Der Rauch brannte ihm in den Augen, und manchmal näherten sich ihm die Flammen von der Seite, sodass er mehrere Schritte ausweichen musste. Noch gab er aber nicht auf. Erst als der Zweig in seinen Händen selber brannte, warf er ihn weg und lief los. Er konnte Lilly nicht sehen. Er blieb stehen und rief, bekam aber keine Antwort. Er lief um die Flammen herum und zum Boot hinunter. Auch dort war sie nicht. Er rief sie noch mehrere Male. Dann lief er zurück zur höchsten Stelle der Insel. Er dachte, hier wird sie nicht sein,

sie hat doch Angst vor den Möwen. Er näherte sich der höchsten Stelle, und die Schreie der Möwen wurden lauter. Sie kann nicht hier sein, dachte er, denn sie hat Angst, dass die Möwen sie anfallen. Er kam zu der Stelle, wo sie das Küken gesehen hatten, und dort kniete sie, das Küken in den Händen. Die Möwen stießen von oben auf sie hinab. Einige Meter über ihrem Kopf drehten sie mit einem Schrei ab. Sie hielt sich das Möwenküken dicht vor das Gesicht. Es sah aus, als würde sie auf es einreden. Er rief ihren Namen, und sie wandte ihm lächelnd das Gesicht zu. Er lief zu ihr hin und sagte, sie müsse jetzt kommen. Ist es nicht süß? Sie hielt ihm das Küken entgegen. Wenn wir uns nicht beeilen, breitet sich das Feuer so aus, dass wir nicht mehr zum Boot zurückfinden, sagte er. Wir kommen ja schon, sagte sie und stand auf. Wir müssen es retten. Das Küken saß ganz still in ihren Händen. Paul sagte, bald brennt die ganze Insel. Ja, sagte sie, und sie liefen rasch in Richtung Boot. Direkt auf die Flammen zu, dann an ihnen entlang, um einen Durchschlupf zu finden. Sie fanden keinen.

»Lauf ans Ende der Landspitze«, rief er und deutete auf die Einfahrt zur Bucht. Er wartete, bis sie verschwunden war, dann lief er in dieselbe Richtung. Als er den Strand erreichte, zog er sich aus und sprang ins Wasser. Dicht und kalt schloss es sich um ihn, er schwamm mit raschen, kurzen Zügen. Er dachte, wenn ich an Land komme, sieht sie, dass ich nackt bin. Es ist gut, wenn sie mich sieht, dachte er, denn das liegt dann nicht an mir. Sie entscheidet sich selbst dafür, mich zu sehen, ich kann nichts daran machen. Er gelangte auf die andere Seite der Bucht und ging an Land. Während er die Fangleine löste, sah er, dass sie ihn ansah. Er hielt den Kopf so, dass sie nicht bemerkte, ob er sie sah. Sie war nicht weiter als siebenzig oder achtzig Meter von ihm entfernt. Er schob das Boot ins Wasser und sprang hinein. Er dachte, wenn sie nicht sieht, dass ich sie sehe, dann kommt sie vielleicht zum Boot, wenn ich anlege,

um meine Sachen anzuziehen. Und das liegt dann nicht an mir, denn ich habe sie gebeten, am Ende der Landzunge zu warten. Er setzte sich auf die Bank und legte die Ruder aus. Dichter Rauch wallte von einer Stelle auf, deren Größe er nicht einschätzen konnte, das brennende Heidekraut roch angenehm säuerlich. Als er fünf oder sechs Meter vom Strand entfernt war, legte er die Ruder ein und lief zum Bug, von wo er an Land sprang. Er legte die Fangleine auf den Felsen, ohne das Boot zu vertäuen. Er ließ es nicht aus den Augen, während er sich anzog. Dann rief er Lilly. Komm her, Lilly! rief er. Es dauerte eine Weile, bis sie kam.

»Glaubst du, es hat Angst?«, fragte sie. Sie hielt das Möwenküken eng an sich.

»Was willst du damit machen?«

»Es mitnehmen und aufziehen.«

»Es wird sterben«, sagte er.

»Ich kümmere mich gut darum.«

»Es wird trotzdem sterben.«

Sie gingen an Bord, er hisste das Segel und befestigte das Vorsegel. Sie setzte sich in den Bug. Als sie aus der Bucht herauskamen, krängte das Boot stark. Die Schot schnitt ihm in die Hand. Er roch den starken Geruch des brennenden Heidekrauts, und als er sich umdrehte, sah er den Rauch über die Insel und das Wasser ziehen.

»Glaubst du, es wird sterben?«, fragte Lilly.

»Ich weiß nicht.«

»Eben hast du gesagt, es wird sterben.«

»Das ist nicht sicher. Ich verstehe nichts davon. Es wäre schön, wenn es überleben würde.«

Beerdigungskaffee

VIELE LEUTE LEGTEN KRÄNZE AB. Alle sagten, sie sei ein guter, wertvoller Mensch gewesen. Ich weinte nicht. Am Ende legte auch Georg einen Kranz ab. Er sagte, es sei schlimm, dass sie tot sei. Er sagte, er könne nicht begreifen, dass sie nicht mehr am Leben sei, denn es gebe doch jemanden, der sie brauche. Auch da weinte ich nicht, ich hatte all meine Tränen bereits geweint. Dann wurde ein Kirchenlied gesungen, und danach trugen sie den Sarg hinaus. Er war völlig von frischen Blumen bedeckt. Als er hinabgelassen wurde, legte Georg mir die Hand auf die Schulter. Er meinte das sicher gut, aber er hätte es lassen sollen, es machte alles nur noch schlimmer. »Von Erde bist du genommen, zu Erde sollst du werden. Aus der Erde sollst du wieder auferstehen.« Als es so weit war, kam der Pfarrer zu mir und gab mir die Hand. Er sagte, bedenke stets, Gott verfolgt mit allem eine Absicht, und ich drehte mich weg. Viele andere Leute kamen mir die Hand geben, und ich fragte Georg, ob wir nicht versuchen könnten, hier wegzukommen. Als wir durch die Friedhofsmauer kamen, fing es an zu regnen. Georg schlug mir auf die Schulter.

»Wir gehen in den *Keller* und trinken eine Tasse Kaffee.«

Wir gingen eine Treppe hinunter, viele Menschen waren in dem Lokal, der Rauch hing dicht unter der Decke. Wir fanden einen freien Tisch, und ich konnte durch ein Fenster von den Leuten, die draußen auf dem Bürgersteig entlangkamen,

die Beine bis etwas über den Knien sehen. Georg winkte einem Kellner, ich sagte, ich wollte einen doppelten Cognac und Selters. Georg sah mich an. Der Kellner wartete. Für mich dasselbe, sagte Georg.

»Man soll sich nicht zum Vergessen zwingen«, sagte er.

»Ich hatte nicht vor zu vergessen.«

Der Kellner brachte Gläser und Selters. Eine Weile lang sagte keiner von uns beiden etwas. Wir hoben nur die Gläser, nickten einander zu, und tranken. Georg bot mir eine Zigarette an.

»Es ist witzlos, nicht darüber zu reden«, sagte ich.

»Oftmals hilft es, nicht zu reden«, sagte Georg.

»Es ist dumm, so zu tun, als ob man stärker wäre, als man ist.«

»Du hältst dich gut.«

»Es tut mir nur so wahnsinnig leid für sie.«

»Dafür gibt es jetzt ja keinen Grund mehr. Wo alles überstanden ist.«

»Wir wollten im Sommer nach Paris fahren. Sie hat sich so darauf gefreut. Die letzten Tage über hat sie von nichts anderem geredet.«

Georg antwortete nicht, und ich nahm einen Schluck aus meinem Glas. Er trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte. Ich trank aus und winkte dem Kellner. Ich bestellte noch einen Cognac, und plötzlich kam laute Musik aus dem Lautsprecher unter der Decke. Dann wurde die Musik heruntergedreht, und ich sagte, wir hatten schon zweimal zusammen nach Paris fahren wollen, aber es ist nie etwas draus geworden. Georg sagte, vorbei ist vorbei, es lohnt sich nicht, dem nachzutruern, und ich sagte, ja, einverstanden, aber du vergisst dabei, dass sie jetzt tot ist. Wir tranken, ich beobachtete die Beine vor dem Fenster.

»Du hast viele gute Erinnerungen«, sagte er.

»Ja. Allerdings wäre es mir lieber, ich hätte sie nicht. Sie sind jetzt nicht mehr gut. Sie sind nicht gut, weil Lilly tot ist.«

»Verstehe.«

»Diese Erinnerungen halten mich nachts wach und bringen mich zum Weinen.«

»Das geht bald vorüber.«

»Woher willst du das wissen?«

»Ich habe noch nie einen mir nahestehenden Menschen verloren, aber es ist doch nur natürlich, wenn es vorübergeht.«

»Du klingst, als würdest du dich verdammt gut damit auskennen.«

Er antwortete nicht, und ich fügte rasch hinzu, er solle mich nicht allzu ernst nehmen. Schon in Ordnung, sagte er. Wir prosteten uns zu und tranken. Der Cognac begann zu wirken.

»Der verfluchte Pfarrer hat gesagt, alles hätte einen Sinn«, sagte ich.

»Ich hab's gehört.«

»Ich glaube nicht daran.«

»Ich auch nicht.«

»Ich glaube, überhaupt gar nichts hat einen Sinn.«

»Genau. Das habe ich auch zu sagen versucht, als ich den Kranz niedergelegt habe.«

»Was du gesagt hast, war schön.«

»Findest du?«

»Niemand hat so gut ausgedrückt wie du, dass sie unersetzlich ist.«

»Ich freue mich, dass du das sagst. Ich habe versucht, es so klar zu sagen wie möglich.«

»Es ist die Bedingung für eine gute Rede, dass man sagt, was man sagen will, und mehr nicht. Du hast es gut gemacht. Prost.«

Ich musste kurz mal raus. Von der Toilette aus konnte ich

den Regen hören. Ich wusch mir die Hände und ging zurück ins Lokal. Eine junge Frau hatte sich zu Georg gesetzt. Sie hieß Astrid. Ich kannte sie vom Sehen. Sie kondolierte mir, und ich sagte, willkommen zum Beerdigungskaffee. Sie wusste nicht, ob sie lächeln sollte, und zog ein etwas dummes Gesicht. Georg sagte, wenn Lilly jetzt hier wäre, könnte es ein richtig netter Abend werden. Ihr braucht euch nicht zu genießen, sagte ich. Astrid wurde ein bisschen rot, und Georg sagte, so habe ich es nicht gemeint.

»Man soll nicht trauern, wenn es nicht ganz natürlich kommt«, sagte ich.

»Außer dir haben nur wenige Menschen Lilly so geschätzt wie ich.«

Der Kellner brachte zwei Gläser und eine Flasche Selters. Ich bestellte noch einen Cognac. Astrid und Georg prosteten einander zu. Der Kellner kam mit meinem Cognac, ich prostete beiden zu. Georg lächelte mich an. Mach dir nichts aus dem, was ich sage, sagte ich. Georg lächelte mit zusammengekniffenen Augen. Ich bin nicht ganz bei mir, sagte ich. Ich bin noch nie auf diese Weise zurückgelassen worden. Prost, sagte Astrid. Prost, sagten wir beide.

»Lilly war einer der wertvollsten Menschen, die ich gekannt habe«, sagte Georg.

»Sie war zu gut für diese Welt«, sagte ich.

»Niemand ist zu gut für diese Welt. Genau so welche wie Lilly brauchen wir.«

»Sie war durch und durch gut«, sagte ich. »Sie hatte nichts Böses an sich.«

»Sie muss ja ganz wunderbar gewesen sein«, sagte Astrid.

»Sie brauchen nicht zu spotten.«

»Das wollte ich auch nicht.«

»Sie spotten, weil Sie Lilly nicht gekannt haben. Habe ich nicht recht, Georg, sie hatte nichts Böses an sich?«

»Sie war jedenfalls einer der wertvollsten Menschen, die ich gekannt habe.«

Wir tranken weiter. Georg bot uns Zigaretten an. Astrid betrachtete mich. Ich war ein wenig betrunken. Ich prostete den beiden zu. Es tut gut zu trinken, sagte Georg. Ja, verflucht, sagte ich. Ich gebe eine Runde aus, sagte ich. Wir tranken aus. Kellner!, rief ich, und alle Gäste an den Tischen ringsum drehten sich zu mir um. Psst!, sagte Georg. Kellner!, rief ich noch einmal. Der Kellner kam und sagte, wenn ich nicht aufhören würde herumzuschreien, müsste ich gehen. Ich wurde ganz ruhig und sagte, wir hätten gerne noch etwas zu trinken. Dann müssen Sie warten, bis Sie an der Reihe sind, sagte er und ging. Astrid lächelte mich an. Ich erwiderte ihr Lächeln. Kommt, wir machen es uns richtig gemütlich, sagte ich. Lasst uns vergessen, warum wir hier sind.

»Es geht darum, sich mit der Wirklichkeit abzufinden«, sagte Georg.

»Ja«, sagte Astrid.

»Ihr habt recht«, sagte ich.

»Es geht darum, im Augenblick zu leben.«

»Ja. Scheiß auf Paris.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich wollte diesen Sommer nach Paris. Mit Lilly. Daraus wird jetzt nichts mehr, weil sie tot ist, und ich scheiße darauf.«

»Das ist vernünftig.«

»Das einzig Vernünftige ist, auf alles zu scheißen.«

»Ja. Man muss sich an dem freuen, was ist. Nicht an dem, was war, und auch nicht traurig sein über das, das nicht war.«

»Gut gesagt«, sagte ich. Der Kellner kam an unseren Tisch und fragte nach unserer Bestellung. Ich wollte nicht stören, sagte ich. Sie müssen einfach nicht so herumschreien, sagte er. Drei Cognac und ein Selters, sagte ich. Der Kellner ging.

»Ich werd euch mal was sagen«, sagte ich. »Solange ich Lilly noch hatte, dachte ich oft, es wäre schön, frei zu sein.«

»Das kennen wir alle«, sagte Georg.

»Ein unangenehmes Gefühl«, sagte ich. »Ich werde nie wieder heiraten.«

»Da sei dir mal nicht so sicher.«

»Nein, verdammt noch mal. Verheiratet zu sein, ist nicht nur ein Vergnügen. Es ist wie eine Arbeit, die man liebt. Man liebt das meiste daran, aber wenn mal etwas nicht ganz stimmt, muss man Rechenschaft ablegen. Man sollte nicht dazu genötigt sein, Rechenschaft abzulegen. Dass man manchmal Rechenschaft ablegen muss, ist das Schlimmste an der Ehe. Ich sage euch das als Freund: Wenn ihr es vermeiden könnt, dann heiratet nicht. Ich will nicht schlecht über Lilly reden, aber sie hat es mir immer sofort angesehen, wenn etwas nicht stimmte. Wenn ein Mann mehrere Frauen hat, macht es nicht viel, aber hat er nur eine einzige, dann ist er verraten und verkauft. Ich weiß, wovon ich rede.«

Nachdem ich das gesagt hatte, wollte ich noch etwas trinken. Den Kellner konnte ich nirgends entdecken. Wo steckt der verfluchte Kellner?, sagte ich. Der kommt schon noch, sagte Astrid. Ich konnte ihn nirgends sehen. Kellner!, rief ich. Das Paar am Nachbartisch fing an zu lachen. Kellner!, rief ich, so laut ich konnte. Jetzt werfen sie uns raus, sagte Georg. Der Kellner kam, rot im Gesicht. Schauen Sie zu, dass Sie rauskommen, sagte er und packte mich am Revers. Fassen Sie mich nicht an, sagte ich. Ich gehe, aber fassen Sie mich nicht an. Sämtliche Gäste sahen uns zu. Manche lachten. Ich nahm ein paar Geldscheine aus der Tasche und gab sie Georg. Er lächelte. Astrid schaute weg. Ich ging. Draußen regnete es immer noch.

HERR LEONARD
LEONARD

Roman
(1955)

ICH BEFAND MICH IN EINEM GROSSEN SAAL, in dem zehn oder zwölf weiß gekleidete Männer, wahrscheinlich Maler, auf und ab wanderten und mitgebrachte Brote aßen. Ich schaute nach Rolf-Isak, mir war unklar, warum ich ihn hier treffen sollte. Ich konnte ihn nirgends sehen, so rief ich einen der weiß Gekleideten heran und fragte ihn, ob er Herrn Lampe gesehen habe. »Ich kenne keinen Herrn Lampe«, sagte er und wollte gleich wieder gehen. »Aber vielleicht haben Sie hier einen gesehen, den Sie nicht kennen?«, fragte ich. »Daran erinnere ich mich nicht, das kann gut sein.« Er ging. Ich sah mich um und entdeckte eine Tür am anderen Ende des Saals. Als ich sie erreichte, stellte sich heraus, dass sie abgeschlossen war. Allerdings steckte der Schlüssel im Schloss, und ich öffnete sie. Drinnen stand ein Mann und rasierte sich über einer Waschschüssel. »Entschuldigung«, sagte ich und wollte wieder gehen. »Kommen Sie nur herein«, sagte er, »ich bin gleich fertig.« Ich schloss die Tür und sah ihn an. Danach schaute ich mich im Zimmer um und wunderte mich, dass es keine anderen Türen zu diesem Zimmer gab als diejenige, durch die ich hereingekommen war. »Waren Sie eingesperrt?«, fragte ich. Der Mann blickt mich verwundert an. »Nein«, sagte er, »warum?« »Die Tür war von außen abgeschlossen«, sagte ich. »Tatsächlich? Nun ja, so etwas muss man hinnehmen. Das ist eben der Humor der Malergesellen. Wenn er sich nur immer so

harmlos äußern würde. Aber bitte, setzen Sie sich.« »Warum sollte ich Sie belästigen? Ich bin hereingekommen, weil die Tür abgeschlossen war, ich nahm nicht an, dass hier jemand wäre, ich meine: Ich suche einen Bekannten. Bitte entschuldigen Sie, dass...« »Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen«, sagte der Mann und spülte das Rasiermesser im Seifenwasser ab. »Setzen Sie sich ruhig, und wenn Sie rauchen möchten, in meiner Jackentasche sind Zigaretten. Der Aschenbecher steht auf dem Fensterbrett.« Ich setzte mich auf ein Sofa, wo ein Haufen schmutzige Unterwäsche lag. Dann zündete ich eine von meinen eigenen Zigaretten an und sah dem Mann zu, während er sich das Gesicht abtrocknete. Er schien mich vergessen zu haben, denn als er fertig war, schnäuzte er sich die Nase im Handtuch, bevor er es neben einem kleinen Spiegel mit einem Riss in der unteren rechten Ecke an einen Nagel hängte. Dann zog er vor dem Spiegel eine Grimasse, während er seine Fingerspitzen über die Wange gleiten ließ. Ich konnte das Spiegelbild seiner Augen sehen, plötzlich sahen sie mich an, und die Finger strichen nicht weiter. Ich blickte weg, und er sagte: »Sind Sie müde?« »Nein«, sagte ich. »Sie sehen müde und krank aus«, sagte er, »Sie haben Ringe unter den Augen.« »Die habe ich seit meiner Kindheit«, antwortete ich. »Abgesehen davon stehen sie Ihnen nicht schlecht«, sagte er, »sie verleihen Ihnen einen tragischen Zug, der gut zu Mund und Kinn passt. Aber das wissen Sie natürlich. Ich wollte sagen, wenn Sie müde sind, können Sie sich auf das Sofa legen.« »Danke, aber ich bin nicht müde, außerdem habe ich keine Zeit. Ich bin hierhergekommen, um einen Bekannten zu treffen.« Ich stand auf und ging zur Tür. »Erlauben Sie mir, Ihnen für Ihre Freundlichkeit zu danken.« »Und ich Ihnen für einen kurzen Blick auf Ihr seelenvolles Gesicht«, sagte er mit einer Verbeugung. Ich machte die Tür auf und ging. Im Saal wanderten die Malergesellen immer noch hin und her, ihre Brote in der

Hand. Rolf-Isak war nicht zu sehen, ich schritt quer durch den Saal und öffnete die Tür zum Sonnenschein draußen. Ein Junge kam gerade die große Steintreppe herauf. Er blieb vor mir stehen, machte einen tiefen Diener und reichte mir wortlos einen geschlossenen Briefumschlag ohne Adressierung. Ich riss ihn auf, plötzlich von einem fast nervösen Eifer beseelt. Im Umschlag befand sich ein Stück gefaltetes braunes Einwickelpapier. Ich entfaltete es und las: »Bester Freund, ich bin voller Vorwürfe gegen mich selber, weil ich nicht kommen konnte. Ich verstehe Dich, falls Du in diesem Moment unfreundliche Gedanken gegen mich hegen solltest, wo ich Dich selbst gebeten hatte zu kommen und ich selbst mich nicht eingefunden habe. Wenn ich könnte, würde ich Dir entgegenlaufen und Dir den Grund für meine Abwesenheit erklären. Ich kann aber nicht. Ich habe etwas Furchtbares erlebt, mir zittern noch die Beine vor Angst. Ich schicke diese Nachricht aus *Rottis' Keller*. Ich bitte Dich nicht darum zu kommen, woher sollte ich die Kühnheit dazu nehmen, wo ich schon einmal Deine Zeit missbraucht habe? Ich bitte Dich um Vergebung. Rolf-Isak.« Ich zerriss den Brief in kleine Fetzen und ließ sie auf die Treppe rieseln. Der Junge stand drei Stufen unter mir und blickte zu mir herauf. »Sollst du eine Antwort mitnehmen?«, fragte ich. Der Junge nickte. »Dann lauf hin und sage, dass ich komme«, sagte ich. »Und sage, er soll eine Tasse Kaffee bestellen, damit sie abgekühlt ist, bis ich dort bin.« Der Junge lief los, und als ich auf den Schieferplatten am Fuße der Treppe stand, war er schon verschwunden. Ich folgte ihm eilig, gewiss, dass mein rasches Tempo von Bedeutung war. Als mir auf halbem Wege der Schweiß von der Stirn in die Augen floss, verlangsamte ich meine Schritte, jetzt ebenso von der Lächerlichkeit und Nutzlosigkeit meiner Anstrengung überzeugt, wie ich es kurz zuvor noch vom Gegenteil gewesen war.

Als ich in *Rottis' Keller* ankam, war ich vom scharfen Son-

nenlicht noch so geblendet, dass ich Rolf-Isak erst nicht entdeckte. Allerdings hörte ich sofort seine Stimme, die meinen Namen rief, und obwohl ich ihn immer noch nicht sehen konnte, folgte ich dem Ruf. Schon bevor ich zu dem Tisch kam, an dem er saß, einen Bierkrug zwischen den Händen, begann er mit seinen mir hinlänglich bekannten Bitten um Vergebung. Ich unterbrach ihn. »Wofür willst du Vergebung erlangen?«, sagte ich. »Dafür, dass du etwas erlebt hast, weswegen deine Beine vor Angst so zittern, dass sie dich nicht mehr tragen konnten? Bittest du mich um Vergebung für das schreckliche Erlebnis, das du hattest? Oder für das in dir, das dich erschrecken ließ? In all diesen Fällen bin ich außerstande, dir zu vergeben, bevor ich die Natur des Erlebnisses kenne.« Erst jetzt wurde mir klar, dass der Kaffee auf mich wartete. Ich nahm einen Schluck, er war hinlänglich abgekühlt, sodass der Kaffeegeschmack hervortrat. »Was du sagst, ist so selbstverständlich richtig, dass nur das, was ich gerade erlebt habe, meine Verwirrung entschuldigen kann, denn die Angst sitzt noch in mir.« Er strich sich über die Augen, bevor er seine Hände den Krug greifen und zum Mund führen ließ. Dann blickte er zu mir auf und sagte: »Möchtest du ein Bier, bevor ich anfangen?« Ich schüttelte den Kopf. »Dann fange ich an«, sagte er. »Du weißt vielleicht nicht, dass ich sehr gern Birken-saft, mit Zucker und Zitronensaft vermischt, trinke. Darum pflege ich in dieser Zeit des Jahres früh aufzustehen, um auf den Hodeberg zu gehen, wo ich ein Dutzend Flaschen aufgehängt habe. Der heutige Morgen war so voller Leben und Licht, ja, die ganze Natur war so sonnendurchglänzt, dass meine Sinne schon gleich zu Anfang wie betäubt waren. Danach erwachten sie wieder, und zwar so vollständig und auf eine so eigentümliche Weise, dass ich es wahrscheinlich nicht beschreiben kann. Ich fing an zu laufen, als wollte ich etwas von all der Kraft und Intensität verbrauchen, die sich drän-

gend in mir aufstaute. Dann lief ich nicht mehr nur, ich hüpfte und tanzte, lachte unablässig dazu und stieß die seltsamsten Freudenlaute aus. Nein, ich bin nicht imstande, es zu erklären. Ich war wie von Göttern besessen, ja, es war, als wäre ich für einen Augenblick der Tummelplatz eines übermütigen Spieles der Götter!« Rolf-Isak blickte auf den Tisch und schwieg. Falten traten auf seiner Stirn hervor, und als er mich wieder ansah, um fortzufahren, hatten seine Augen einen gequälten Ausdruck angenommen. »Ich weiß nicht, wie lange dieser Zustand währte«, sagte er. »Wenn ich es recht bedenke, wirkte es, als ob die Götter mich einfach nicht verließen, sondern sich nur beruhigten, vom Spiel ermattet. Denn hätten sie mich verlassen, hätte ich wohl eine grenzenlose Leere verspürt, und das war nicht der Fall. Es wirkte, und wie du verstehst, verwende ich jetzt Bilder, es wirkte eher, als ob einer der Götter die anderen ermüdet hätte und jetzt alleine war bei dem Spiel. Und das Spiel, das war ich. Verstehst du, was ich meine?« Ich antwortete nicht, blickte ihn nur reglos an. Sein Blick wich mir aus, und er beugte sich über den Bierkrug, bevor er fortfuhr: »Kurz bevor ich dorthin kam, wo ich die Flaschen aufgehängt hatte, begegnete ich einem Mann. Nun war es an sich schon überraschend, hier so früh am Morgen jemandem zu begegnen. Das war noch nie geschehen. Noch seltsamer war, dass ich genau in diesem Moment jene Empfindung hatte, die man ab und zu hat, die Empfindung, dasselbe zuvor schon einmal erlebt zu haben. Einen Augenblick lang war ich sicher, demselben Mann eine Minute früher schon einmal begegnet zu sein, doch die Sicherheit währte nur den Bruchteil einer Sekunde und wurde von meinem Wissen über die Ursache des Phänomens abgelöst. Als ich an ihm vorbeikam, verbeugte ich mich; auch das ein Zeichen für die sorglose Stimmung, in der ich mich befand. Danach drehte ich mich nach ihm um, und als er gerade um eine Kurve verschwand, kam mir die dumme

Idee, dass ich ihm noch einmal begegnen wollte. Ohne noch weiter darüber nachzudenken, verließ ich den Weg und lief in einem Bogen durch den Wald zurück zu einem Punkt des Weges, an dem ich mich ungefähr zehn Minuten früher befunden hatte. Während ich ihm dann erwartungsvoll wieder entgegen ging, dachte ich, wie verwundert er wohl sein würde, mich wiederzusehen. Ich dachte, wie sehr er sich anstrengen würde, um sich einzureden, dass er mir zuvor nicht begegnet war. Ich stellte mir deutlich vor, wie er sich am Ende beruhigen und bei dem Gedanken lächeln würde, was für einen eigenartigen Streich seine Augen ihm doch gespielt hatten. Aber während ich mich dem Ort näherte, an dem ich ihm vor einiger Zeit begegnet war, wichen diese Gedanken einer ständig wachsenden Verwunderung. Warum zeigte er sich nicht? Selbst bei einem sehr langsamen Tempo hätte er hierhergelangen müssen, dachte ich, es waren nur zwei Kurven von dort, wo ich ihm ursprünglich begegnet war. Vielleicht verstehst du die furchtsame Unruhe nicht, die mich ergriff. Ich beschleunigte die Schritte, um das Ganze zu überstehen, um die kurze Strecke hinter mich zu bringen, die noch übrig war und mir meine ganze Sorglosigkeit nahm. Und da, als ich die letzte Kurve umrundete und den Ort sah, an dem wir einander passiert hatten, sah ich ihn. Habe ich gesagt, dass die Sonne schien und es der bislang hellste und schönste Morgen des Jahres war? Das stimmt auch, gleichwohl spürte ich, wie sich die Unruhe in mir zu Angst auswuchs, vor dem Mann, du verstehst, plötzlich *wusste* ich, dass ich dasselbe schon einmal erlebt hatte. Nicht nur wusste ich, dass der Mann haargenau dasselbe wiederholte, was er beim vorigen Mal getan hatte, ich wusste auch, dass ich mich unwillkürlich verbeugte, als ich ihn an genau derselben Stelle wie zuletzt passierte. Ich wusste es mit all der Sicherheit, die ein Mensch dafür aufbringen kann, dass etwas nicht so war, wie es sein sollte, und dennoch

war alles miteinander wahr. Ich ... « Er hatte sich in Schwung geredet, hatte mit einer Intensität gesprochen, die ich noch nie in seiner Stimme gehört hatte. Als er plötzlich schwieg, war es einen Augenblick lang vollkommen still; dann hörte ich hinter mir ein Geräusch, und als ich mich umdrehte, standen drei schwarz gekleidete junge Frauen dicht hinter meinem Rücken. Sie sahen Rolf-Isak an, die eine hatte Tränen in den Augen. »Was macht ihr hier«?, fragte ich. »Wir wollen nicht stören«, antwortete die Hübscheste von ihnen, sie hatte zwei weiße Blumen im Haar. »Dann setzt euch besser zu uns«, sagte ich. Sie setzten sich. Die am wenigsten Schöne der drei wischte sich die Tränen weg, den Blick die ganze Zeit fest auf Rolf-Isak gerichtet. Auch ich sah ihn an, er schien die Veränderung, die am Tisch eingetreten war, gar nicht zu bemerken. Seine Stirn glänzte vor Schweiß, seine Augen waren fern und wie von starkem Fieber entzündet. »Will denn keine von euch ihm den Schweiß von der Stirn tupfen?«, fragte ich. Keine der drei jungen Frauen antwortete, und keine bewegte sich. »Wenn ich ihn beim ersten Male nicht gesehen hatte, so sah ich ihn auch beim zweiten Male nicht«, sagte Rolf-Isak, und er sprach so leise, dass ich mich über die Tischplatte beugen musste, um seine Worte zu verstehen. »Und wenn ich ihn beim ersten Male gesehen hatte, so sah ich ihn auch beim zweiten. Aber dann hatte ich ihn auch bei dem Mal vor dem ersten Male gesehen, dem Mal, bei dem ich ihn, wie mein Verstand behauptete, nicht gesehen hatte. Jetzt sagt mein Verstand eher, dass ich ihn alle drei Male gesehen habe, und wenn du glaubst, mein Verstand wäre krank, es kann ja vielleicht so klingen, so irrst du dich. Und wenn du glaubst, das Ganze sei ein Traum gewesen, dann geh zum Hodeberg und sieh nach, ob da zwischen den Bäumen ein Taucheranzug hängt. Jedes Bein an einen Zweig gebunden, Kopf, Hände und Arme nach unten, und wenn der Wind ihn bewegt, ist es etwas unheimlich, denn

dann sieht es so aus, als ob ein Mensch hängen würde.« »Ein Taucheranzug?«, sagte die junge Frau mit den Blumen im Haar. »Er hat bislang noch nie da gehangen, und wenn er immer noch dort ist, so ist es der Beweis, dass ich nicht geträumt habe«, sagte Rolf-Isak. »Ein Taucheranzug am Hodeberg?«, sagte ich. »Was soll ein Taucheranzug dort zu suchen haben?« »Es sah so aus, als würde er zum Trocknen da hängen«, sagte Rolf-Isak. »Abgesehen davon verstehe ich dein Interesse für diesen Taucheranzug nicht, ein Interesse, das über seine Bedeutung als Beweismaterial hinauszugehen scheint. Genug davon, ich habe also auch nicht geträumt.« Er schaute zu mir auf, und als er mich eine längere Zeit gemustert hatte, trat Triumph in seinen Blick. Schließlich lächelte er: »Wie ich sehe, glaubst du mir.« »Ich glaube dir«, sagte ich, »aber ich hege die größte Verachtung für meinen Glauben.« Die am wenigsten schöne junge Frau weinte wieder. »Dann will ich meinen Bericht fortsetzen, denn dein Glauben und deine Verachtung werden noch größer werden«, antwortete er. »Ich habe die Angst geschildert, die ich bei der Entdeckung verspürte, dass ich gegen meinen Willen bis zur kleinsten Einzelheit dasselbe tat, was ich bei meiner vorigen Begegnung mit dem Mann getan hatte. Dass derselbe Mensch dasselbe zweimal tut, ist vielleicht nicht so seltsam, wenn diese Person beide Male dasselbe empfindet. Das war bei mir aber nicht der Fall; erst war ich sorglos und heiter, nun von Angst erfüllt. Ich drehte mich um und sah ihn um die Kurve verschwinden, plötzlich wollten meine Beine mich nicht mehr tragen, und als ich mich der Länge nach auf den Weg fallen ließ, geschah dies in der Hoffnung, nie wieder aufzustehen. Es brannte unter meiner Schädeldecke, aber nicht wegen des Schmerzes grub ich die Finger in den Untergrund und weinte, nein, weinte nicht, schluchzte und schrie und wand mich wie ein Wurm. Hast du einmal den Schmerz der Angst erlebt, einen Schmerz,

der dich unendliche Zeit lang Mal ums Mal umbringt? Dieser Schmerz war es, den ich da spürte, und ihn spüre ich auch jetzt noch, wenn auch nicht mehr so stark. Aber ich weiß, er wird wiederkommen, denn das sagte er, er wird kommen wie rollende Wolken, o Herrgott! Er kommt, lass mich nicht allein, bleib, lass mich nicht allein!« Er stieß den Bierkrug um, als er die Arme über den Tisch nach mir ausstreckte. Er ließ den Kopf auf die Tischplatte sinken, während er wie blind nach meinen Händen suchte. Ich streckte sie ihm nicht hin, denn ich spürte, wie kalt und gefühllos mich sein Geschrei machte. Ich spürte eine Wand zwischen uns, die immer dicker wurde, je lauter seine Schreie waren. Ich stand auf und sah zu, wie sein Körper bebte und seine Finger klauengleich auf der Tischplatte arbeiteten. Ich sah, wie die junge Frau, die geweint hatte, mit einem Eimer Wasser kam und ihn über ihm ausleerte. Für einen Augenblick wichen die Schreie einem Ächzen, gingen dann aber ebenso laut weiter. Ich sah, wie sie den Eimer wieder erhob und ihn ihm auf den Kopf schlug, ich hörte, wie etwas in ihm zerbrach, seine Finger streckten sich aus, und sein Körper glitt auf dem Tisch nach vorne. »Mögen Sie ihn? Sind Sie in ihn verliebt?«, fragte ich die Frau, die ihn geschlagen hatte. »Ich kenne ihn nicht«, antwortete sie. »Kennt ihn denn keine von euch?«, fragte ich, verwirrt. »Wir haben ihn noch nie gesehen«, sagte die Hübscheste. Ich setzte mich hin und zündete eine Zigarette an. »Dann begreife ich nicht, warum Sie sich die Mühe gemacht haben, ihm auf den Kopf zu schlagen«, sagte ich und blickte den Tropfen hinterher, die vom Tisch auf den Boden rannen. Ich rauchte die Zigarette fertig und bemerkte, dass die Frau mit den Blumen im Haar keinen Augenblick die Augen von mir ließ. Ich wollte sie fragen, warum sie mich so ansah, doch da bewegte Rolf-Isak sich. Er bemühte sich, den Kopf zu heben, und als er es schaffte, blickte er mich aus Augen an, wie ich sie noch nie

gesehen hatte. Er versuchte etwas zu sagen, doch obwohl sein Mund sich bewegte, kam ihm kein Laut über die Lippen. Ich weiß nicht, warum, aber ich wollte »Was für ein seltsamer Kerl« denken, als meine Gedanken unversehens auf Abwege gerieten und ich stattdessen dachte: »Was für eine seltsame Welt.« Er versuchte nach wie vor, etwas zu sagen, und ich stand auf und dachte, was für eine seltsame Welt er ist, und was für eine seltsame Welt ich bin, und was für seltsame Welten die drei Frauen sind. Dann nahm ich meinen Hut, der auf dem Tisch nass geworden war, und ging.

ALS ICH AUF DIE STRASSE hinauskam, stand die Sonne im Zenit. Die Reihen der Häuser waren ein Schutz vor möglichem Wind auf dem Gelände zwischen Stadt und Meer, und das Pflaster war heiß wie ein Samowar. Ich schwitzte unter dem Mantel; nach einer Weile fühlte ich mich auch etwas lächerlich in diesem Aufzug, der so deutlich davon geprägt war, dass ich etwas hinter der Zeit war. Die Glocke schlug vom Kirchturm, und ich beschleunigte die Schritte. Während ich weiterging, fiel mir ein, dass Rolf-Isak ja gar nicht den Grund berührt hatte, warum er mich in dem noch in Bau befindlichen Saal hatte treffen wollen. Als seine Schwester mir gestern Abend die Nachricht überbrachte, sagte sie, soweit sie verstanden habe, verfügte Rolf-Isak über Informationen, die von größter Bedeutung sein könnten. Worin diese bestanden, dies zu erfahren war nicht einmal sie selbst für würdig befunden worden, was sie ganz deutlich kränkte. Ich blieb stehen. Kurz erwog ich, zu *Rottis' Keller* zurückzugehen, verwarf es aber, überzeugt, dass Rolf-Isak in seinem gegenwärtigen Zustand nicht imstande sein würde, mir eine Erklärung zu geben. Stattdessen ging ich rund einhundert Meter weiter zu Klefes Buchladen, wo ich einen Umschlag und etwas Papier kaufte. Ich lieh mir einen Stift aus und schrieb: »Wenn Dein bedauerliches Unwohlsein überstanden ist, hoffe ich, Du wirst mich in meiner Bibliothek aufsuchen, da wir uns über höchst

